

Zum Salzburger Schrifttum

Im Berichtsjahr (2001) erschienen folgende periodische Publikationen, die für die Salzburger Landeskunde relevante Beiträge enthalten:

DAS SALZFASS, Heimatkundliche Zeitschrift des Historischen Vereins Rupertiwinkel e. V., Laufen an der Salzach, 35. Jahrgang, Hefte 1 und 2 (durchgehende Seitennummerierung; alle Beiträge mit Abbildungen)

Hans Roth, „Als die Franzosen kamen ...“ Geschehnisse während des Aufenthalts der französischen Truppen in Laufen 1800/1801 — Nach den Aufzeichnungen des Pflegers Johann Andreas Seethaler: S. 1–62

Helmut Uber, Wolfstetterforst (Gemeinde Palling, Gemarkung Freutsmoos): S. 63 f.

Heinz Schmidbauer, Das Leobendorfer Kriegerdenkmal: S. 65–72

Sieghart Schwedler, Vereinschronik 2000: S. 73–86

Veranstaltungsvorschau für 2001: S. 86–88

Hans Roth, Zwei Haunsberger, die ihrem Adel keine Ehre machten: Die Vettern Hans Christoph und Christoph Hartneid: S. 89–117

Johannes Lang, Angers Angst vorm bösen Wolf: S. 118–121

Richard Rubland, Alte Vorschriften und Statuten der Stadt Tittmoning: S. 122–139

Heinz Schmidbauer, „Heimat ist dies Land mir ...“ — Erinnerungen an Lorenz Scheck aus Laufen (1915–1941): S. 140–146

Günther Knesch, Ein Bundwerkstadelbilderbogen: S. 147–162

Ankündigung des „Heimathbuches Teisendorf — Markt und Land“: S. 164

Kurt Anton Mitterer, *Salzburg anno 1800. Die vergessene Schlacht auf den Walser Feldern*. Österreichischer Milizverlag, Salzburg 1999. 197 Seiten, zahlreiche Abbildungen und Karten.

Immer wieder gelingt dem in Salzburg ansässigen Österreichischen Milizverlag unter der engagierten Leitung von Hans Edelmaier die Publikation interessanter Arbeiten zur österreichischen und auch zur speziell Salzburger Militärgeschichte, die zwar von gewissen politischen Gruppierungen gerne in das wissenschaftliche Abseits gedrängt werden, selbstverständlich aber ihren Platz im Rahmen gesellschafts- und sozialwissenschaftlicher Forschungen haben müssen. Das beweist auch das Werk von Oberst Dr. Mitterer über die kriegerischen Entscheidungen des Jahres 1800 am Walserfeld vor den Toren der Landeshauptstadt. Wie kaum ein anderer ist der Autor fachlich für derartige Arbeiten prädestiniert, vereinigt er doch in seiner Person die Qualifikationen solider historischer wie auch militärischer Ausbildung. Schon allein die Tatsache ist verdienstvoll, überhaupt auf die weitgehend vergessenen militärischen Aktionen auf dem Walserfeld aufmerksam gemacht zu haben: nicht nur das vorliegende schöne Buch, sondern auch die würdige Gedenkstätte am Schauplatz der Ereignisse sind dafür exemplarisch.

Mitterer beschäftigt sich einleitend auf der Basis der vorhandenen Literatur mit dem politischen Hintergrund der europäischen Entwicklung am Ende des 18. Jahrhunderts, die in erster Linie von den Ereignissen der Französischen Revolution von 1789 geprägt waren. Die darauf folgenden Koalitionskriege gegen das revolutionäre Frankreich bilden sozusagen das historische Vorfeld für die Ereignisse in Salzburg. Sehr interessant sind die Bemerkungen zum österreichischen und französischen Heerwesen im fraglichen Zeitraum, wobei der Fachmann naturgemäß auf eine reiche, dem Laien oft gar nicht oder nur wenig bekannte Literatur zurückgreifen kann. Diese Ausführungen wurden fachlich präzise und trotzdem verständlich gestaltet, außerdem durch interessantes Bildmaterial untermauert. Die folgenden sechs Abschnitte der Arbeit sind dem Ablauf der Walserfeld-Schlacht fast minutiös im Zeitraum vom 12. bis 14. Dezember 1800 gewidmet. Es beginnt mit dem Aufmarsch an der Saalach-Salzach-Linie, dem Abschluss des Aufmarsches und den letzten Vorbereitungen, um dann auf den Beginn der eigentlichen Schlacht am Nachmittag des 13. Dezember überzugehen. Für denselben Tag setzt die

Schilderung der Entscheidung an der Salzach im Raum von Laufen und der vom nächsten Tag zwischen Saalach und Salzach ein. Die Darstellung der Kämpfe bei Anthering und Bergheim am 14. Dezember rundet schließlich das militärische Bild mit all den dahinter steckenden menschlichen Tragödien ab. Detailliertes Kartenmaterial veranschaulicht den Text überaus deutlich.

Abgeschlossen und ergänzt wird Mitterers Arbeit durch die Ordres de Bataille sowohl der kaiserlichen Hauptarmee in Deutschland als auch der französischen Rheinarmee nach dem Stand vom 12. Dezember 1800. Äußerst informativ auch die Schlussbetrachtungen des Autors, in denen er vor allem die neuen operativen Prinzipien des französischen Heerführers Jean-Victor Moreau sowie auch die Führungsschwächen und die daraus resultierende Unfähigkeit der kaiserlichen Heere herausstreicht. Plausible Gründe für das weitgehende Verdrängen gerade dieses militärischen Ereignisses von 1800 sieht Mitterer einerseits in der Missgunst des erst kurz zuvor an die Macht gekommenen Napoleon Bonaparte gegenüber Moreau, den er vier Jahre später samt seiner Familie in die Emigration nach den USA zwang, andererseits im ständigen fachmilitärischen Zwist zwischen Kaiser Franz II. und seinem Bruder Erzherzog Karl, durch den schließlich der erst 18-jährige Erzherzog Johann, dessen Qualitäten zweifellos auf anderen Gebieten lagen, gegen den Willen der Armee mit dem Oberbefehl für den Winterfeldzug des Jahres 1800 betraut worden ist. Alles andere als ein französischer Sieg am Walsersfeld wäre unter diesen Umständen sicher nicht möglich gewesen.

Ein fesselndes Buch, flüssig und gut lesbar geschrieben und vor allem auch für den Nicht-Fachmann durchaus verständlich. Besonders verdienstvoll ist die Arbeit Mitterers auch insofern, als damit ein weiterer weißer Fleck auf der historischen Landkarte des Erzstifts Salzburg getilgt wurde. Der Autor umreißt zum Schluss seine Intentionen unter einem reich berührenden Aspekt: „Zum Schließen dieser historischen Lücke in der österreichischen, insbesondere aber auch in der Salzburger Geschichte, allein um der vielen Opfer willen, fühlte ich mich verpflichtet“. Eine hoffentlich große Lesergemeinde wird ihm dafür danken.

Reinhard R. Heinisch

Tradition und Wandel. Beiträge zur Kirchen-, Gesellschafts- und Kulturgeschichte. Festschrift für Heinz Dopsch, hg. von Gerhard Ammerer, Christian Rohr und Alfred Weiß, Verlag für Geschichte und Politik – R. Oldenbourg Verlag, Wien–München 2001. 512 Seiten.

Zu Festschriften mag man stehen wie man will – manche Wissenschaftler sind überwiegend bis völlig skeptisch und bezeichnen diese Spezies gelegentlich auch als „Pestschriften“ –, runde Geburtstage eines verdienstvollen Forschers auf diese Weise zu begehen, wenn es sich um den 70. oder meinetwegen auch um den 60. handelt, ist durchaus legitim und kann auch in der Forschung durchaus neue und wichtige Akzente setzen. Wenn nun aber schon der 58. Geburtstag (!) auf diese Weise gefeiert wird, kann sich so mancher eines Gefühl von Ironie und Sarkasmus nicht ganz erwehren.

Nun: wir wollen an den besten Absichten der Herausgeber nicht zweifeln, die Freude, die sie dem Jubilar machen wollten, steht im Vordergrund und das Ergebnis lässt sich wirklich sehen. Neben dem umfangreichen Werkverzeichnis von Heinz Dopsch sind es nicht weniger als 32 Beiträge, die den Bogen der historischen Abläufe von der Bronzezeit bis zur Gegenwart spannen. Viele der Arbeiten von Kollegen, Freunden und Schülern des bekanntlich an der Universität Salzburg lehrenden Jubilars und verdienten Ausschussmitglieds unserer Gesellschaft haben mehr oder weniger deutliche Bezüge zur Salzburger Regionalgeschichte, zu deren Erforschung Dopsch nicht nur durch das unter seinem Namen firmierende Handbuch außerordentlich erfolgreich beigetragen hat.

Im Rahmen dieser Rezension ist es freilich unmöglich, auch nur annähernd auf alle Beiträge einzugehen. Es sollen einige wenige herausgegriffen werden, was beileibe keine qualifizierende Wertung einerseits und Ausgrenzung andererseits bedeuten soll. Die nur sporadischen Erwähnungen sollen vielmehr dazu anregen, sich die Festschrift selbst genauer anzusehen; es lohnt sich und außerdem ist m. E. die Rezeption dieser Publikation bisher nicht in dem verdienten Ausmaß erfolgt.

Thomas Willich hat etwa mit seinem Beitrag über Magdeburger Primatskonstruktionen vom 10. bis zum 14. Jahrhundert auf eine Titelfrage aufmerksam gemacht, die in der Frühen Neuzeit auch für Salzburg bedeutsam werden sollte. *Hans Roth* macht mit Christoph Hartneid von Haunsberg auf Seeburg einen adeligen Tunichtgut aus der Zeit von Erzbischof Markus Sittikus bekannt, der Musikwissenschaftler *Ernst Hintermaier* berichtet über neue Quellen zum Salzburger Benediktinerdrama in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Sehr anschaulich referiert *Alfred Stefan Weiß* unter dem Titel „Zur Rettung einer verläumdeten Hebamme und zur Bekehrung eines medizinischen Sünders“ über einen öffentlichen Streit mit Druckschriften in der Stadt Salzburg am Ende des 18. Jahrhunderts, *Sabine Veits-Falk* unter dem Motto „Frauen, die Anstoß erregen“ über unangepasste Salzburger Frauen der Unterschichten im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert. Wichtig für die im Jahr 2003 geplante Ausstellung über Paris Lodron im Dommuseum scheint der Beitrag von *Peter Putzer* über das Schicksal der beiden Salzburger Universitätszepter während des Würzburger „Exils“ zwischen 1846 und 1944. Über die Ortschaft Marzoll am Schnittpunkt zwischen Salzburg und Bayern berichtet *Walter Brugger*, während sich *Franz Ortner* mit der Geschichte von Kirche und Seelsorge in Hollersbach beschäftigt.

Wie gesagt, diese Autoren und Titel bedeuten nur eine vielleicht oberflächliche Auswahl, die sich noch weiterführen ließe; Publikationen im Kreise einer größeren Familie sozusagen. Den Autoren und Herausgebern gebührt der Dank der Leser, verbunden mit der Hoffnung, bei runden Jubiläen ähnliche Leistungen für die Wissenschaft zu schaffen. Reinhard R. Heinisch

Gustav Reingrabner, Joseph Schaitberger, Bergmann und Exul Christi. Evangelischer Presseverband in Österreich, Wien 2000. 184 Seiten, mit Abbildungen.

Dass Joseph Schaitberger eine der Schlüsselfiguren des Salzburger Protestantismus darstellt, ist in der Literatur immer wieder betont worden. Seine Wirkung auf die große Emigration von 1731/32 ist vor allem in den Werken Gerhard Floreys und Franz Ortners herausgestrichen worden. Schaitbergers berühmtem Exulantenlied und seiner Rezeption unter den evangelischen Salzburgern haben sich auch andere Fachdisziplinen wie die Literatur- und Musikgeschichte angenommen. Mit den familiären Hintergründen Schaitbergers hat sich schließlich auch unsere Gesellschaft befasst: im 10. Ergänzungsband der „Mitteilungen“ ist Hermann Langer dieser Problematik recht penibel nachgegangen.

Nun legt der evangelische Theologe, Kirchenhistoriker und Kirchenrechtler Gustav Reingrabner, dem wir eine sehr interessante Darstellung der „Protestanten in Österreich“ aus dem Jahre 1981 verdanken, ein quantitativ nicht sehr umfangreiches Büchlein über Joseph Schaitberger der Öffentlichkeit vor, das sich allerdings qualitativ sehr wohl sehen lassen kann. Naturgemäß ist an die Materie vom evangelischen Standpunkt aus herangegangen worden, Einseitigkeiten der Darstellung sind aber trotzdem vermieden worden – und damit zeigt sich Reingrabner als Kirchenhistoriker in der Tradition des unvergessenen Gerhard Florey.

Einleitend gibt der Autor einen Überblick über die zu seinem Thema vorhandene Literatur, der im Großen und Ganzen ausreichend ist und als Ersatz für den leider nicht vorhandenen Anmerkungsapparat dienen sollte; das ist übrigens ein Manko der vorliegenden Arbeit! Der Verfasser beschäftigt sich dann mit dem komplexen Thema von Reformation und Gegenreformation im Erzstift Salzburg. Er geht dabei nicht nur auf die gesellschaftlichen Strukturen des Landes, auf Einzelpersönlichkeiten wie Johann Staupitz, auf Glaubensinhalte, sondern auch und vor allem auf die Gegenmaßnahmen der katholischen Kirche und der Erzbischöfe ein, vor allem unter Wolf Dietrich von Raitenau.

Im zweiten Teil wendet sich Reingrabner dem Leben am Halleiner Dürrnberg zu, schildert neben den wirtschaftlichen und sozialen Bedingungen des Bergbaus die kirchlichen und schulischen Zustände der evangelischen Bewohner. Darauf aufbauend wird die Familie und die persönliche Biografie Joseph Schaitbergers untersucht, beginnend in der Jugendzeit und deren Verwicklungen in die religiösen Auseinandersetzungen bis zur Verhaftung und Landesverweisung mit all den tragischen persönlichen Erfahrungen, die vor allem die zurückbleibenden Familienangehörigen betrafen. Neben der Ausweisung der Protestanten vom Dürrnberg wird auch auf

die Vertreibung der Evangelischen aus dem Osttiroler Defereggental verwiesen, rein zahlenmäßig sicher die entscheidendste Vorstufe zu den Maßnahmen Erzbischof Firmians im 18. Jahrhundert.

Die Abschnitte über Schaitbergs Sendbrief, seine Lieder und seine sonstigen geistlichen Produkte sind vielleicht etwas zu speziell theologisch ausgefallen, sind aber zweifellos interessant für die Rezeptionsgeschichte, wobei die tatsächliche Wirkung auf die evangelischen Salzburger bis zum Jahr 1731 vielleicht doch noch in manchen Bereichen zu hinterfragen wäre. Der Blick auf den Lebensabend und den Tod Schaitbergers beschließt die Darstellung Reingrabners.

Alles in allem eine Publikation, die sicher nicht den Anspruch auf allerhöchstes wissenschaftliches Niveau stellen darf und kann, der Autor verweist in seinem Nachwort selbstkritisch darauf, die Darstellung „verhältnismäßig rasch niedergeschrieben“ zu haben (S. 183). Sie ist aber eine gute lesbare und komprimierte Schilderung von Persönlichkeit, Zeitumständen und geistigen Inhalten des evangelischen Lebens im 16. und 17. Jahrhundert, die ganz offensichtlich für ein breiteres Publikum, auch für den interessierten Laien, gedacht ist. Kurze und prägnante Information sind das Ziel dieser Publikation, darüber hinaus eine Zusammenschau der vorliegenden Literatur und in manchen Bereichen auch eine schärfere Konturierung evangelischer Standpunkte. Ein kleiner „Baustein zur Frage nach der Identität des österreichischen Protestantismus“, wie Reingraber im Schlusswort bescheiden anführt.

Reinhard R. Heinisch

Gabriele Danninger, Frauen zwischen „Traditioneller Heiltätigkeit“ und „Gelehrter Medizin“ um 1800 anhand Salzburger Quellen „... daß sie auch vor den Kranken=Betten müsten das Maul halten ...“ (Kulturgeschichte der namenlosen Mehrheit, Bd. 2), Österr. Kunst- u. Kulturverlag, Wien 1998. 211 Seiten, zahlreiche Abbildungen.

Eine Fallstudie führt in das behandelte Forschungsgebiet, der Widerstand der durch Jahrhunderte gehandhabten medikalen Volkskultur gegen die durch die Aufklärung geförderte Schulmedizin: Ein Protokoll des Kreis-Kommissariats Hallein von 1812 im Salzburger Landesarchiv ist ein typischer Zeitspiegel dieser Materie. Es regte die Autorin an, das in ihm als strafbare Handlung erklärte Heilhandwerk einer alten, beim Volk hoch angesehenen Bäuerin mit ihrem von Generationen ererbten Erfahrungsschatz näher zu erforschen.

Der Niedergang der seit dem Mittelalter überlieferten volkstümlichen Heilkunst wird in fünf Stufen dargestellt: 1. Die traditionelle medikale Kultur des „Gemeinen Volkes“ — Bestandsaufnahme. 2. Traditionelles Heilsystem und Frau — kein Widerspruch. 3. „Organisiertes Heilsystem“ und Frau — ein Widerspruch. Gesundheitspolitik — Motive und Erfahrungsbedingungen. 4. „Traditionelle Heilkultur“ versus „Organisiertes Medizinsystem“. Vergleichende Studie anhand Heilerinnenprofilen. 5. Die „Nachwehen“. Verlust der weiblichen Heilkultur oder die Hartnäckigkeit der „Doktorinnen“. Schlussbetrachtung: Die „Weise Frau“ — kein Mythos.

Die Autorin sieht die „Weise Frau“ als eine erweiterte Form der Heilerin. Ein reichhaltiges Literaturverzeichnis gedruckter und ungedruckter Quellen sowie einschlägiges Bildmaterial machen diese fundierte Forschungsarbeit zu einem wichtigen Werk der Medizingeschichte mit Schwerpunkt Frau.

Friederike Prodingner

Salzburg zur Gründerzeit. Vereinswesen und politische Partizipation im liberalen Zeitalter, hg. v. Hanns Haas unter Mitarb. v. Thomas Hellmuth = Salzburg Archiv 17, Schriften des Vereins „Freunde der Salzburger Geschichte“, Salzburg 1994. 288 Seiten, zahlreiche Abbildungen.

Wie aus dem Vorwort des Herausgebers Hanns Haas hervorgeht, hatte der Sammelband zum Ziel, zur Aufarbeitung der regionalen politischen Kultur am Beginn der konstitutionellen, ansatzweise demokratischen Regierungsform beizutragen.

Im Beitrag „Salzburg zur Gründerzeit: Struktur und Funktion des politischen Vereinswesens“ befasst sich *Haas* mit den zahlreichen Aktivitäten der Salzburger Gesellschaft besonders in den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts. Die durch staatliche Vereinsrechte geformten politischen Vereine wurden zu Hauptbestandteilen des politischen Systems der hochliberalen Gründerzeit.

Andreas Gruber schildert unter dem Titel „Große Politik in der kleinen Stadt. Der Salzburger Liberale Verein“ diese Detailentwicklung in den Phasen des Aufstiegs und Niedergangs.

Hanns Haas legt im Artikel „Salzburgs Vereinskultur im Hochliberalismus (1860–1870)“ das weite Spektrum verschiedenster Vereine mit literarischen, musikalischen, karitativen, patriotischen und politischen Zielen dar. In diesem Zusammenhang wird auch die Gründung der „Gesellschaft für Salzburger Landeskunde“ 1860 genannt. Der 1868 gegründete Arbeiter-Bildungsverein wurde 1875 wieder verboten.

Robert Hoffmann beschreibt „Bürgerliche Kommunikationsstrategien zu Beginn der liberalen Ära: Das Beispiel Salzburg“. Eisenbahanschluss und technischer Fortschritt begünstigten auch in Salzburg Veranstaltungen im Sinne einer gesamtdeutschen Festkultur.

Thomas Hellmuth befasst sich im Beitrag „Alle für Einen, Einer für Alle. Das liberale Konzept der Selbsthilfe am Beispiel der Salzburger Unterstützungsvereine“ mit den zahlreichen Gründungen aus wirtschaftlichen und sozialen Motiven zur Linderung der Not weiter Bevölkerungskreise.

Hanns Haas und *Monika Koller* schildern in „Integration und Ausgrenzung. Jüdisches Gesellschaftsleben in Salzburg“ die Neuansiedlung jüdischer Familien ab 1862 und den Antisemitismus. Nur wenige Salzburger Vereine akzeptierten Mitbürger jüdischer Abstammung als Mitglieder, darunter die „Gesellschaft für Salzburger Landeskunde“

Hanns Haas schreibt im Kapitel „Der politische Katholizismus in Salzburg“ über die restaurativen Tendenzen der Staatsgewalt, den Staatspatriotismus der Kriegsjahre 1859 bis 1866 und den Kulturkampf als Quellen dieser Richtung. Der „Vereinskatholizismus“ bewirkte eine Belebung des Glaubens und der karitativen Betätigung.

Sabine Mair-Gruber und *Dagmar Stranzinger* befassen sich mit „Armenpflege und sozialkaritative Vereine in Salzburg im 19. Jahrhundert“. Von der „Bettelverordnung“ Erzbischof Colloredos (1785) über die Armenkommission bis zum Salzburger Armengesetz 1874 reichen die Bemühungen, dieses nicht nur in Salzburg riesige Problem zu mildern. 1893 wurde das Eberfelder System bei der städtischen Armenpflege eingeführt. Private Vereine wie der katholische, 1833 in Frankreich gegründete Vincenzius-Verein ergänzten die öffentliche Armenfürsorge.

Thomas Hellmuth und *Elisabeth Windtner* berichten über „Liberalismus und Sozialdemokratie. Ein Beitrag zur frühen Salzburger Arbeiterbewegung (1868–1874)“. Der 1868 gegründete liberale Salzburger Arbeiter-Bildungs-Verein war als unpolitische Organisation genehmigt worden. Der Verbesserung der Arbeitsbedingungen widmeten sich die ab 1872 mit sozialdemokratischer Ausrichtung entstandenen Fachvereine, die bald behördlicher Repression ausgesetzt waren. 1874 bekannte sich der ursprünglich liberale Verein offen zur Sozialdemokratie. Im selben Jahr wurden alle Arbeitervereine in Salzburg aufgelöst, da man nun eine nicht genehmigte politische Tätigkeit annahm. Die am Ende der 1870er Jahre gegründete Arbeitervereine hatten keine liberalen Wurzeln mehr; sie wurden von Arbeitern gegründet und vertraten sozialdemokratisches Gedankengut.

Friederike Prodingler

Ulrike Kammerhofer-Aggermann (Hg.), Ehrenamt und Leidenschaft. Vereine als gesellschaftliche Faktoren (= Salzburger Beiträge zur Volkskunde, Band 12), Salzburg 2002. 326 Seiten, 6 SW-Abbildungen.

Der Band gliedert sich in folgende Einzelkapitel: *U. Kammerhofer*: Ehrenamt und Leidenschaft — ein Vorwort; *A. Keul*: Zur verborgenen Psychologie des Vereinswesens; *R. Alsbeimer*: Vereinssprache als demokratische Kommunikationsform der Moderne; *M. Dannerer*: „Also ich beginne jetzt die Generalversammlung und danke dem Mitglied sehr, dass es gekommen ist“ — Sprache im Verein zwischen Identitätsstiftung und Formalisierung; *M. König*: Die Rechtsent-

wicklung des Vereinswesens in Österreich; *K. Zapotoczky*: Ehrenamtlichkeit im Land Salzburg — Forschungsbericht; *L. Luidold*: Von der „Heimat- und Brauchtumspflege“ zur „Salzburger Volkskultur“; *B. Scheuringer*: Vereine und Versammlungsorte im Spannungsfeld sozialen Wandels; *I. Loimer-Rumerstorfer*: Wesen und Wirken der Bruderschaften; *H. Embacher*: Vom Wohltätigkeitsverein und „nationalen Schutzverein“ zur politischen Vorfeldorganisation; *M. Gehler*: Im akademischen Lebensbund: Studentenvereine und Korporationen. Entstehung, Entwicklung, Aktivitäten und Wirkungen; *H. Nikitsch*: „Eine zentrale Pflegestelle unseres volkstümlichen Kulturbesitzes.“ Schlaglichter auf die Geschichte des „Vereins für Volkskunde“ in Wien; *M. Brodl, A. Gschwantler, E. Publig, M. Walcher*: Das Österreichische Volksliedwerk. Eine Institution im Spannungsfeld zwischen Forschung und Pflege; *D. Döring*: Die Salzburger „Alpinia“ — noch immer eine intermediäre Institution?; *M. John*: Zur Geschichte des Fußballvereins in Österreich. Im Spannungsfeld von Ritual, Identität und Kommerz; *R. Bachleitner/E. Hiebl*: Vom Verein zur Hebung des Fremdenverkehrs zur Marketinggesellschaft für Tourismus oder wie das Ehrenamt zum Managerposten mutiert; *G. Fröhlich*: Die alternative Vereinsszene im Städtevergleich; *G. Fröhlich*: verein.internet. Ehrenamt, Leidenschaft und wissenschaftliche Geschenkökonomie; *G. Fröhlich*: Verein.Wissenschaft. Entstehung und Funktionen wissenschaftlicher Gesellschaften; *A. Lichtblau*: Knickerbocker und Schlauberger. Burgenländervereine in New York und ihre Musik; *A. Henke*: Selbsthilfe bei Essstörung und Übergewicht; *H. Schoibl*: Vereine in der Randgruppenarbeit; *M. Omahna*: Der Verein als Wohnwelt. Gesellschaftliches Widerlager und Raumfragment.

Ehrenamtliche Tätigkeit ist ein wichtiger Bestandteil der gesellschaftlichen Kultur in Österreich (Bundesweit waren im Jahr 2000 104.203 Vereine angemeldet). Vereine sind zudem ein Spiegel der politischen und sozialen Situation im jeweiligen historischen Kontext. Dieser Aspekt wird vor allem in den Aufsätzen von Helga Embacher, Brunhilde Scheuringer und Michael Gehler deutlich, aber auch in den Ausführungen von Michael John über die Entwicklung des Vereinswesens im Bereich des Fußballsports in Österreich, das ja gerade in den letzten Jahren durch große Veränderungen — nicht zuletzt ökonomischer Natur — geprägt ist, wird dies thematisiert.

Überaus positiv ist zu bewerten, dass sich der vorliegende Band nicht auf eine bloße Bestandsaufnahme des Vereinslebens in Stadt und Land Salzburg beschränkt, sondern darüber hinaus andere Fragestellungen mit einbezieht, welche die Vielschichtigkeit dieser Thematik deutlich machen. Dies trifft in besonderer Weise auf die Aufsätze von Monika Dannerer, Alexander Keul oder Manfred König zu. Letztgenannter erörtert, gleichsam als juristische Grundlage, die Grundzüge der Rechtsentwicklung des Vereinswesens in Österreich und zeigt in überaus anschaulicher Weise, wie sehr politisch-demokratische Freiheiten und ein florierendes Vereinsleben zusammenhängen. Dies wird auch in der Untersuchung von Gerhard Fröhlich über die „alternativen“ Bewegungen in den 70er und 80er Jahren deutlich, deren politische Folgen bis in die Gegenwart nachwirken. Albert Lichtblau „verlässt“ in seinem Beitrag die „alte Welt“ und zeigt in gewisser Weise das Fortwirken, aber auch die Adaptierung traditioneller, europäischer Vereinskultur und ihrer Ausdrucksformen durch Auswanderer in die Vereinigten Staaten am Beispiel der Burgenländervereine in New York. Gerade die, in diesem Bereich für uns fremd anmutende Anwendung musikalischer Ausdrucksformen, die in Österreich häufig in einem anderen Kontext dargebracht werden, wie die Bundeshymne oder das Lied „Ich hatt' einen Kameraden“, veranschaulicht dies dem Leser.

Trotzdem bleibt naturgemäß Salzburg im Zentrum der Untersuchungen. Der Aufsatz von Klaus Zapotoczky beinhaltet einen eindrucksvollen Überblick über das vielschichtige und recht unterschiedliche Vereinsleben in diesem Bundesland. Lucia Luidold zeigt am Beispiel der „Salzburger Volkskultur“ wie sehr sich gerade der Bereich des häufig ländlichen Vereins- und Brauchtumswesens in den letzten Jahrzehnten verändert hat. Michaela Brodl, Annemarie Gschwantler, Elisabeth Publig und Maria Walcher beleuchten ähnliche Entwicklungen anhand des Österreichischen Volksliedwerkes und seiner Geschichte in den letzten rund hundert Jahren. Veränderungen sowie geänderte Anforderungen und Zielsetzungen stehen auch im Zentrum der Untersuchungen von Reinhard Bachleitner und Ewald Hiebl, die sich gerade dem für das Bundesland Salzburg und seine Wirtschaft so bedeutsamen Fremdenverkehr und dem Wandel des Selbstverständnisses und der Anforderungen des Ehrenamtes widmen.

Einen wichtigen Aspekt der Ehrenamtlichkeit und des Vereinswesens behandeln die Beiträge von Astrid Henke und Heinz Schoibl, die zeigen, dass die gesellschaftliche Bedeutung des Vereinslebens weit über den engen Bereich der reinen Freizeitgestaltung hinausgeht. In diesem Zusammenhang ist es jedoch bedauerlich, dass das weite Feld des ehrenamtlichen Engagements im Dienst von Einsatzorganisationen (Rettungsdienste, Feuerwehren, Berg- und Wasserrettung etc.) nicht in einem eigenen Beitrag dargestellt werden. Sie werden „nur“ in der Einleitung von Ulrike Kammerhofer-Aggermann und im Überblick von Klaus Zapotoczky erwähnt, freilich ohne auf die spezifischen Probleme und besonderen Anforderungen für jeden einzelnen ehrenamtlichen Mitarbeiter in diesem Bereich näher einzugehen.

Grundsätzlich ist es dem „Salzburger Landesinstitut für Volkskunde“ im nun bereits zwölften Band der „Salzburger Beiträge zur Volkskunde“ abermals gelungen, eine Thematik mit ihren vielfältigen und unterschiedlichen Aspekten darzustellen, ohne den „roten Faden“ zu verlieren und nur weitgehend unzusammenhängende Einzeldarstellungen zu präsentieren. Der Umstand, dass die Aufsätze weit über den doch vergleichsweise engen lokalen Bereich des Bundeslandes Salzburg hinausgehen, macht die vorliegende Publikation für einen größeren Leserkreis interessant — nicht nur für in Vereinen engagierte ehrenamtliche Mitglieder und Funktionäre. Der Band reiht sich damit nahtlos in die bisher so erfolgreiche Serie der Publikationen des „Salzburger Beiträge zur Volkskunde“ ein, und es ist ihm zu wünschen, dass er auch bei den Lesern das ihm gebührende Echo finden möge.

Oskar Dohle

Richard Voithofer, Drum schließt Euch frisch an Deutschland an ... Die Großdeutsche Volkspartei in Salzburg 1920–1936, Böhlau-Verlag, Wien—Köln—Weimar 2000 (Schriftenreihe des Forschungsinstituts für politisch-historische Studien der Dr.-Wilfried-Haslauer-Bibliothek, Salzburg). 485 Seiten, zahlreiche Tabellen.

Es ist nicht alltäglich, dass eine Dissertation — approbiert am Institut für Geschichte an der Universität Salzburg — im Druck vorgelegt werden kann, noch dazu in einem der renommiertesten österreichischen Verlage. Das allein bürgt schon für die Qualität der Arbeit Richard Voithofers, die durch die Lektüre noch besonders unterstrichen wird. Die beiden Gutachter Ernst Hanisch und Robert Hoffmann, vielfach als Fachleute zur Salzburger Zeitgeschichte ausgewiesen, dürfen sich ihren Anteil in dieser verdienstvollen Arbeit beimessen.

Voithofers umfangreiches Werk ist in der Tat eine der interessantesten Arbeiten zur Salzburger politischen Landschaft in der Zwischenkriegszeit, hat doch die Großdeutsche Volkspartei trotz aller parteipolitischen Schwierigkeiten ihren festen Platz in der Ersten Republik lange gehalten. Der Verfasser eröffnet seine Darstellung mit einem Blick auf den bisherigen Forschungsstand, der erst seit den 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts bereichert wurde. Einleitend wird auch auf parteitheoretische Ansätze eingegangen, etwa auf die Lager- oder die Versäulungstheorie, um im zweiten Teil den Neubeginn des politischen Lebens nach dem Ersten Weltkrieg zu behandeln: dabei wird nicht nur die Entstehung der politischen Parteien in Salzburg untersucht, sondern speziell die politische Neuordnung mit Volksrat und Landesaus-schuss, provisorischer Landesversammlung und Landesverfassung, die Demokratisierung auf Gemeindeebene mit dem neuen Gemeinderat in Salzburg.

Über die für das dritte Lager in Österreich oft typische Zersplitterung und die verschiedenen Einigungsversuche in Stadt und Land Salzburg kommt Voithofer zur ersten politischen Bewährungsprobe in den Wahlen des Jahres 1919: Wahlkampf und Ergebnisse der Wahlen zur konstituierenden Nationalversammlung im Februar und die Landtagswahlen im April sowie die Gemeinderatswahlen in der Stadt Salzburg im Juli 1919 mit ihren unterschiedlichen Ergebnissen werden eingehend analysiert. Über die Gründung der Großdeutschen Volkspartei Österreichs als Einheitspartei — allerdings ohne die Bauernschaft — führte der Weg auch zur Salzburger Großdeutschen Volkspartei, deren Organisation auf Landes-, Bezirks- und Lokalebene von Voithofer recht anschaulich nachgezeichnet wird.

Nach dem Abschnitt über die Wahlen der Jahre 1920 und 1921, geschlagen in einem Bündnis mit Nationalsozialisten und Bauernbund und nicht gerade von einem überwältigenden Erfolg

gekrönt, kommt Voithofer auf einen programmatischen Kernpunkt zu sprechen, auf die Anschlussbewegung. Ausgehend vom Beschluss der Nationalversammlung vom 12. November 1918 („Deutschösterreich ist ein Bestandteil der deutschen Republik“) führt die Darstellung von der Anschluss-Thematik als Wahlkampfthema über das Anschlussverbot des Friedens von Saint Germain zu den Anschlussbewegungen in Vorarlberg, Tirol und Salzburg, wo bekanntlich 1921 eine inoffizielle Volksabstimmung eine fast 100%ige Zustimmung der fast 100.000 Wähler erbracht hat. Einer Analyse der Folgen dieses Plebiszits schließen sich die Einigungsversuche mit den Bauern sowie die Ergebnisse der Wahlgänge von 1922 und 1923 an, wobei die Führung der Wahlkämpfe naturgemäß von gesamtösterreichischen Problemkreisen bestimmt war. Chronologisch führt Voithofer dann seine Darstellung von den Versuchen zur Herstellung einer bürgerlichen Einheitsfront auf verschiedenen politischen Ebenen bis zur Bestellung Max Otts zum Bürgermeister der Stadt Salzburg, geht auf die Persönlichkeit Hans Prodingers und das Bündnis mit den Nationalsozialisten ein, um schließlich auf die Wahlen der Jahre 1927 bis 1930 überzuleiten. Deutlich gemacht werden dabei nicht nur die neuen politischen Konkurrenten wie Landbund und Heimwehr, sondern auch die Wirksamkeit diverser Affären und Fragen, so etwa der aus Kulturkampfzeiten stammende Streit um eine „katholische Universität“ in Salzburg.

Nach dem enttäuschenden Ergebnis der Nationalratswahl vom 9. November 1930 und dem noch katastrophaleren Ergebnis der Gemeinderatswahl vom März 1931, das mit einem Verlust von über 40% der Wählerstimmen fast die Auflösung der Partei bewirkte, trotzdem aber die Wiederwahl von Max Ott zum Bürgermeister ergab, zeichnet der Autor den Weg der Großdeutschen Volkspartei zur Landtagswahl von 1932 nach: ein gewaltiger Stimmenzuwachs im Zeichen des Hakenkreuzes und die völlige Vernichtung der Großdeutschen Volkspartei, die in ihrer einstigen Hochburg, in der Landeshauptstadt, nur noch 987 Stimmen erreichte! Nur folgerichtig führte von hier der Weg hin zur Auflösung der Partei, natürlich auch bedingt durch den behördlichen Druck auf dem 1934 einsetzenden Weg in die Diktatur des Ständestaates.

Abgesehen von der chronologischen Entwicklung der Partei sind die weiteren Kapitel der Arbeit Voithofers besonders interessant. So werden die politischen Schicksale großdeutscher Funktionäre im Ständestaat, im Dritten Reich und in der Zweiten Republik untersucht, wobei sich vielfach durch den Mangel an Quellen nur ungenaue Aussagen machen lassen. Sehr informativ auch der Abschnitt über die Parteioorganisation in den Bezirken und Ortsgruppen, die Berufsvereinigungen und die der Partei nahestehenden Verbände, also die Vorfeldorganisationen, die von der Jugend über die Frauen zu den Lehrern, Beamten, Gewerbetreibenden und die Arbeiterschaft reichten. Im Kapitel über die Parteistrukturen werden die Wähler, die Parteimitglieder, die Parteiaktivisten und die zur Parteielite zählenden Führer und Parlamentarier einer eingehenden Strukturanalyse unterzogen, wobei auch auf die Rekrutierungsvorgänge eingegangen wird. Nach dem Blick auf die Parteifinanzen und das Pressewesen gilt schließlich ein kürzerer Abschnitt den Großdeutschen und ihren Bürgermeistern in den Salzburger Landgemeinden, die 1928 immerhin elf an der Zahl waren.

Abgeschlossen und abgerundet wird der auch äußerlich repräsentative Band durch ein Personenverzeichnis, das die Landes- und Gauparteiobmänner, die Zusammensetzung der Parteileitungsgremien und die Namen der großdeutschen Mandatäre im Nationalrat sowie in Stadt und Land Salzburg umfasst. Zeitgemäß modern und in mancherlei Hinsicht besonders wichtig für das Thema sind die anschließenden Wählerstromanalysen der verschiedenen Wahlen zwischen 1920 und 1932, die nach allgemein methodischen Bemerkungen hauptsächlich an Hand von Tabellen veranschaulicht werden. Das Quellen- und Literaturverzeichnis verdeutlicht den enormen Arbeitsaufwand Richard Voithofers, den man nicht genug herausstreichen und bewundern kann. Ein Personenregister erleichtert übrigens die Benützbarkeit ganz enorm.

Eine ausgezeichnete Arbeit über das politische Wirken der dritten politischen Kraft der Zwischenkriegszeit, die über den Salzburger Bereich hinaus Bedeutung erlangt hat. Ein wichtiger Beitrag zur politischen Kultur, die sich in so mancher Beziehung von den Strukturen der Zeit nach 1945 unterscheidet, und zur Regionalgeschichte, der weit über die engeren Parteigrenzen und -interessen hinweg große Beachtung gefunden hat und noch finden wird. Man kann dem Verfasser Richard Voithofer dazu nur herzlich gratulieren!

Reinhard R. Heinisch

Ernestine Hutter, Adrett verschmürt. Schnür- und Steppmieder vom Rokoko bis zur Gegenwart aus der Sammlung des Carolino Augusteum. Katalog zur Sonderausstellung im Volkskundemuseum des Carolino Augusteum, 8. Mai bis 31. Oktober 1999, hg. v. *Wolfram Morath*. Salzburg 1999 (Schriftenreihe zu Kunstgewerbe und Volkskunde 7). 137 Seiten, zahlreiche Abbildungen in Farbe, Zeichnungen.

Ernestine Hutter, „Die Entwicklung des Mieders“ und „Vom Rokokomieder zum Steppmieder. Die Miedersammlung des Carolino Augusteum“. Die Autorin schildert die Entstehung des Mieders, eines Brust und Leib umschließenden Teils der Frauenkleidung, seit dem Mittelalter. Im 17. und 18. Jahrhundert waren Rock und Mieder separate Teile geworden. Der Bestandskatalog listet 126 Stück auf, jedes mit einer sehr guten Farbfotografie und einer genauesten Beschreibung versehen. Hochinteressant sind auch die kostümkundlichen Bemerkungen von Reisenden und Landschaftstopografen des 18. und 19. Jahrhunderts, die die Autorin anschließend schildert.

Der Band enthält weitere Beiträge: *Georg Florens Traugott*, Brevier der Miederschneiderei; *Alma Scope*, Handwerkliche Herstellung von Trachten: die Werkstätte Beurle; Zulieferfirmen für die Trachtenbranche; einige Fachbegriffe des Textilwesens. Friderike Prodingner

Karl Heinz Ritschel, Salzburger Miniaturen II, Otto Müller Verlag, Salzburg 2001. 249 Seiten, zahlreiche Abbildungen.

Dankenswerter Weise und ganz zweifellos weil es ihm persönlich ein Anliegen ist, hat Karl Heinz Ritschel seine Reihe „Von Salzburg und Salzburgern“ nicht nur im Radio fortgesetzt, sondern auch einen zweiten Band der „Miniaturen“ erscheinen lassen. Dabei haben sich nicht nur die Themen verändert, vielmehr hat sich die ganze Thematik verschoben. Die Geschichten sind länger geworden und wagen sich mitunter auch an schwierige Zusammenhänge. Neben zahlreichen „Miniaturen“, wie man sie aus dem ersten Band kennt, umfasst die neue Komponente das Bestreben, wichtige Abschnitte der Salzburger Geschichte in ihrem Zusammenhang einem größeren Publikum verständlich zu machen, sei es, dass Jubiläen in ihrer Bedeutung dargestellt werden, sei es, dass neue Ergebnisse der Forschung präsentiert werden. Bei der Erörterung etwa des „Petena-Problems“ oder der neuen Deutung eines Kunstwerkes, der die früheren Interpretationen vorausgehen müssen, fällt es schwer, den leichten, fast heiteren Ton der „Miniaturen“ durchzuhalten. Dass es dem Autor trotzdem weitgehend gelingt, illustriert ein weiteres Mal sein Können im Umgang mit dem gesprochenen wie dem geschriebenen Wort. Das Verdienst, seinen Hörern und Lesern, die zum Großteil selbstverständlich keine Notiz von wissenschaftlichen Publikationen nehmen, auf diese Weise Wissen um die Heimat zu vermitteln und das Interesse daran zu wecken, bleibt ohnehin unbestritten. Dieses Bestreben, das die „Miniaturen“ insgesamt trägt, reicht dann mitunter so weit, dass man erfährt, wo der Schlüssel für die Kirche von Gebertsham zu erhalten ist, damit nur ja niemand an diesem Kleinod vorbeigeht. So werden ein weiteres Mal Geschichten im besten Sinn erzählt, belehrend und trotzdem unaufdringlich, präzise formuliert und trotzdem für jeden verständlich. Das Postscriptum nach der ersten Geschichte lässt hoffen, dass dem Autor die Freude am Erzählen und der Stoff dazu noch lange erhalten bleiben.

Fritz Koller

Die Geschichte der Gewerbezunft von Kuchl – zwischen Tradition und Moderne. Idee, Redaktion und Gestaltung: *Gewerbezunft Kuchl* und *Siegfried Lettner*, Eigenverlag der Gewerbezunft Kuchl, Kuchl o. J. 257 Seiten, mit Abbildungen.

Schon im Vorwort des Buches weist der eigentliche Mentor und Verfasser Siegfried Lettner, dessen Name in einer nicht ganz nachvollziehbaren Bescheidenheit nur im Hintergrund aufscheint, auf die nicht nur quellenmäßigen Schwierigkeiten hin, die bei der Entstehung der Arbeit zu bewältigen gewesen sind; der Rezensent hat sich in privaten Gesprächen mit dem Autor immer wieder ein Bild davon machen können. Trotz dieser Schwierigkeiten ist immerhin ein Werk entstanden, das zwar keinen Anspruch auf eine auch nur annähernde Vollständigkeit der

Darstellung erheben kann, das aber interessant und außerdem lesbar geschrieben ist. Nicht nur eine Untersuchung zur eigentlichen Geschichte der Gewerbezunft von Kuchl, sondern darüber hinaus ein Beitrag auch zur Geschichte der Marktgemeinde.

Der Auftragslage entsprechend muss sich der Verfasser einleitend und belobigend mit dem aktuellen Stand der Kuchler Gewerbezunft auseinandersetzen, um dann die Entwicklung Kuchls vom bayerisch-fränkischen Dorf zum landständischen Markt zu skizzieren, wobei die vorhandene Literatur natürlich sehr selektiv behandelt werden musste. Zur Entstehung der Zunftordnungen in Salzburg wurde vor allem die Salzburger Gewerbeordnung von 1524 herangezogen, die auf Grund der bekannten Handbücher zur Geschichte von Stadt und Land Salzburg geschildert ist. Exkursmäßig wird dann die Ordnung der Schuhmacher in Golling und Kuchl untersucht. Besonders interessant, wenn auch vielfach bekannt, sind die Ausführungen alltagsgeschichtlicher Art über die innere Struktur der Zunft, von den Meistern über die Gesellen bis zu den Lehrlingen: hier werden Probleme der Meisterprüfungen ebenso angeschnitten wie Fragen der Wanderschaft der Gesellen, ihrer Nöte mit den Herbergen oder überhaupt ihr Leben im Rahmen der Bruderschaft, Fragen der Lehrlinge bezüglich ihrer Aufnahme in die Zunft, ihre Lehrzeit, das Freisprechen und vieles andere mehr.

Im zweiten Teil des Werkes beschäftigt sich Lettner mit der Entwicklung der Zunft zur Genossenschaft, beschreibt den allgemeinen Niedergang der Zünfte bis zur Gewerbeordnung von 1859, umreißt deren eigentliche Bedeutung, um sich dann nach dem Hinweis auf den Aufstieg der Handwerksbewegung der Gründung der Gewerbe-genossenschaft im Jahre 1888 zuzuwenden. Dieses Kapitel stellt den zentralen Teil der Arbeit dar und bringt eine Vielzahl differenzierter Themenkreise. Hier finden sich interessante Hinweise auf den Umfang der Genossenschaft, die Rechte und Pflichten der Mitglieder, auf die ersten Betriebsgründungen, auf die Verhältnisse bei Lehrlingen und Gesellen, auf Aspekte der Arbeitsvermittlung und der Geldgebarung, auf die Obmannswahl etwa im Jahre 1898 oder die Handelskammerwahl von 1902. In diesem Abschnitt werden aber auch allgemeine Lokalprobleme wie der Bau der ersten Wasserleitung der Marktgemeinde oder der Salzachbrücke angesprochen, desgleichen die Konkurrenzierung des regionalen Gewerbes durch Hausierer und Vertreter, durch Gefangenearbeiten und Konkurswaren. Hier finden sich Hinweise auf Arbeitszeiten und Nachbarschaftshilfe, aber auch auf die Einflüsse durch die Politik, die in ihren verschiedenen Facetten von den Deutschen über die Christlichsozialen bis zu den Sozialdemokraten beleuchtet werden.

Zur Förderung des Gewerbes zur Zeit der Genossenschaft wird etwa die Halleiner Handwerker-ausstellung von 1910 ins Treffen geführt oder der Handwerkstag in Klagenfurt von 1911, aber auch programmatische Zielsetzungen und praktisch wirksame Stipendien. Nach einem Blick auf die Gewerbeordnung von 1907 beschäftigt sich der Autor mit Höhepunkt und Niedergang der Gewerbe-genossenschaft, bedingt durch die Gründung der Landesfachgenossenschaften; ein Ende der Entwicklung, das mit der Zeit des Ersten Weltkrieges markiert ist. Dennoch ein Neubeginn im Jahr 1942, mitten im Zweiten Weltkrieg, eine Wiederbelebung der Zunft zur Zeit des Nationalsozialismus, wobei nach den Worten des Verfassers sicher persönliche Gründe wie Initiative und Traditionsbewusstsein einzelner Personen eine wesentliche Rolle gespielt haben dürften. Diese neue Entwicklung wurde in der Darstellung weiter verfolgt bis in die unmittelbare Gegenwart, bis zur neuen Teilgewerbeordnung des Jahres 1999.

Recht informativ sind auch die abschließenden Teile der Arbeit, besonders das traditionelle Brauchtum der Zunft mit dem Schusterjahrtag etwa, seinem Umzug und Gottesdienst, der Generalversammlung, der Freisprechfeier und Meisteraufnahme. Wichtig natürlich auch die verschiedenartigen Zunftsymbole, wie das spätgotische Zunftkreuz vom Anfang des 16. Jahrhunderts, ein Schusterkreuz aus dem ausgehenden 18. Jahrhundert oder die Zunftfahnen aus der unmittelbaren Vergangenheit. Auch Zunftladen und -schuhe sowie ein Bahrtuch werden hier aufgezählt. Nach mehr oder weniger Kuriosum müssen natürlich noch die Mitglieder der Gewerbezunft Kuchl und die Betriebsbiografien vorgestellt werden, um sozusagen den aktuellen wirtschaftlichen Stand der Gegenwart mit in die Arbeit einzubinden.

Wird in diesem Schlussteil vor allem die Gewerbezunft selbst federführend gewesen sein, so ist Siegfried Lettner für die Gestaltung des Großteils der Arbeit wirklich zu danken. Trotz mancher durch die Quellenlage bedingter Lücken ist die Darstellung der Kuchler Gewerbezunft interessant und wichtig für die Wirtschafts- und Sozialgeschichte, aber auch für die All-

tagsgeschichte und Volkskunde. Ein wichtiger Beitrag nicht nur für die Kuchler Lokalgeschichte, sondern ein Baustein für die gesamte Landesgeschichte. Reinhard R. Heinisch

Leoganger Bergbaumuseumsverein (Hg.), *Kleindenkmäler in Leogang. Feuer des Glaubens und der Hoffnung*. Text und Gedichte Antonia Dullnig, Bilder Josef Madreiter. Leogang 1998. unpag., zahlreiche Farbabbildungen.

In den Vorworten des Initiators und der Autorin wird die Aufgabe der Veröffentlichung ausgesprochen, die heute lebenden Ortsbewohner, Gäste und Heimatfreunde auf die reizvolle Kleinkunst alter oder neuer Objekte aufmerksam zu machen. Man soll ihre Geschichte nehmen, sie beachten, lieben und pflegen. Eine stattliche Anzahl von Wegkreuzen, Marterln, kleiner Haus- und Almkapellen, Leichläden (Totenbretter), Bildstöcken, Gedenk- und Wetterkreuzen werden in schönen Farbbildern vorgestellt.

Die Autorin hat sich bemüht, die Herkunftszeit, die Ursache der Widmung, mit den Objekten verbundene Sagen und Volksmeinungen aufzuzeichnen. Manche dieser Andachtsorte sind auch heute noch mit Bittgängen, Maiandachten und Gedächtnismessen verbunden. Soweit vorhanden, ist auch die Innenausstattung mit einer Fülle religiöser Volkskunst beschrieben. In der Kapelle beim Wolfganggut befindet sich eine Steintafel als Mahnmal für einen Widerstandskämpfer der NS-Zeit. Mehrere Kleindenkmale erinnern an Gefallene der beiden Weltkriege, Verstorbene und Verunglückte, z. B. bei der Jagd. Votivbilder danken für Heilungen (Badhauskapelle). Zur Erinnerung an die Protestantenvertreibung wurde 1996 das Vorderrainkreuz errichtet und in einer ökumenischen Feier geweiht. — Zusätzlich zur Beschreibung der Objekte verfasste die Autorin besinnliche Gedichte. Friderike Prodinger

Salzburg in Stereophotos. 3-D-Raumbilder aus den 30er und 40er Jahren des Franz Ledwinka, hg. v. Peter Branner (= Schriftenreihe des Archivs der Stadt Salzburg Nr. 14), Salzburg 2001. 100 Seiten.

Franz Ledwinka, der angesehene und geschätzte Klavierpädagoge, der eine ganze Generation von Pianisten, darunter auch einige sehr berühmte wie Gilbert Schuchter unterrichtete, war auch sonst ein musischer Mensch. Er widmete sich dem Schönen und hielt es auf Platte fest, was umso bemerkenswerter ist, als zu seiner Zeit das Fotografieren noch sehr umständlich war, besonders in der von ihm bevorzugten Stereotechnik.

Er hinterließ eine bedeutende Sammlung von Stereoaufnahmen von historischem Wert, aus der sein Großneffe Peter Branner dankenswerterweise in Zusammenarbeit mit dem Archiv der Stadt Salzburg eine Auswahl davon der Öffentlichkeit zugänglich machte (ein Stereo-Betrachter ist dem Büchlein beigelegt).

Jedem an der Entwicklung der Fotografie und der Stadt Salzburg Interessierten ist die Publikation wärmstens empfohlen. Walter Rollett

Homo ludens. Der spielende Mensch, VII. Lotto und Lotterie. Internationale Beiträge des Instituts für Spielforschung und Spielpädagogik an der Hochschule „Mozarteum“, hg. v. Günther G. Bauer. Verlag Emil Katzbichler, München—Salzburg 1999. 402 Seiten, zahlreiche Abbildungen, teilweise in Farbe.

Der Herausgeber bringt im Vorwort einen historischen Überblick über die Entwicklung des Lottos in Europa. Zu den erfolgreichen Publikationen des Instituts zählt der erste Band mit einer Bibliografie der Spielbücher des 15. bis 18. Jahrhunderts von Manfred Zollinger. Senator Herbert Batliner wurde mit der Überreichung der Goldenen Eule auf drei Würfeln für seine Förderung des Instituts geehrt.

Der vorliegende Band enthält folgende Aufsätze: Günther G. Bauer, „6 aus 45. Das österreichische Lotto von 1751–1876“. Im Jahr 2001 wurde das Österreichische Zahlenlotto mit den

Zahlen 1–90 250 Jahre alt, ein in Europa einmaliger ununterbrochener Bestand. — *Helma Houtman-de Smedt*, „North-West Europe under the spell of lotteries and lotto in the eighteenth and nineteenth centuries“. — *Alberto Fiorin*, „Nascita e sviluppo delle lotterie a Venezia — Geburt und Entwicklung der Lotterien in Venedig seit 1552“. — *Domenico Scafoglio*, „Il gioco del lotto a Napoli — Lotto in Neapel“. — *Günther G. Bauer*, „Spielte Mozart auch Lotto und Lotterie?“ Die Familie Mozart und Wolfgang liebten die zeitgenössischen Spiele in allen Erscheinungsformen. Berichte über das Spielen von Lotto und Lotterien fehlen aber. — *Edith Saurer*, „Sehnsucht und Reichtum: Das Zahlenlotto in Österreich“. Für die ärmeren sozialen Schichten bedeutete das Spiel die Hoffnung auf ein besseres Leben, es wurde deshalb trotz verschiedener Bedenken von allen Regierungen beibehalten. — *Marion Faber*, „Aus Spiel wird Wissen — Lotto und Lotterien als Lernspiele für Kinder“. Höfische Unterhaltungsspiele wandelten sich im Lauf der Zeit zu Spielen im bürgerlichen Familienkreis und schließlich zu Kinderspielen. — *Rainer Buland*, „Die Einteilung der Spiele nach ihren Freiheitsaspekten“. Der Beitrag befasst sich mit der Entscheidungsfreiheit des Spielers zum Spiel und seiner Verantwortung für sich, dem Gegen- und Mitspieler. — *Annemie Buffels*, „Collections des Archives et du Musée de la Loterie nationale“. — *Günther G. Bauer*, Vorwort zum Reprint „Glücks=Calender für und durch die Chur=Pfälzische Lotterie auf das Jahr 1770“. Der kleine Band ist mit 16 ganzseitigen Lottobildern und 10 kleineren Stichen reich illustriert. — *Erwin Mayr*, „Das Spielzeug ist die kleine Welt, in der die große ihre Probe hält“. Der 1925 in Wien geborene Mediziner und leidenschaftliche Sammler bringt seine Selbstbiografie und die Geschichte seiner großartigen Spielzeugsammlung, die 1994 von der Niederösterreichischen Landesregierung angekauft und auf der Schallaburg bei Melk der Öffentlichkeit zugänglich gemacht wurde.

Zusammenfassungen in deutscher oder englischer Sprach ergänzen die einzelnen Beiträge. Den Band beschließen Buchbesprechungen, Institutsnachrichten, Kurzbiografien der Autoren und Bildnachweise.

Friederike Prodingler

Dem Glück auf der Spur. 250 Jahre Österreichisches Zahlenlotto. Katalog zur 285. Sonderausstellung des Historischen Museums der Stadt Wien, 11. April bis 26. Mai 2002, Wien 2002.

Lotterien modernerer Art entwickelten sich in den frühkapitalistischen Regionen Europas und galten Regierenden, Merkantilisten und Kameralisten als probate staatliche Finanzquellen. Unabhängig davon wurden in Italien Wetten auf Losentscheide über Ratsbesetzungen institutionalisiert und ihre Gestion gegen Abgaben verpachtet. Das war die Geburtsstunde des Zahlenlottos, dessen Geburtsort der Name „Lotto di Genova“ anzeigt. Nach 1700 verfiel die Finanznot auch nördlich der Alpen auf diese vermeintlich schmerzlosen Beiträge zum Staatsäckel. Zumeist geleitet von habilen italienischen Spezialisten, erfasste die Welle im 18. Jahrhundert u. a. Bayern, Frankreich, Spanien, die meisten deutschen Staaten und nicht zuletzt die habsburgischen Länder. Nur wenige entzogen sich den Lockungen: England, Sachsen, Salzburg, die Schweiz. Die Konkurrenz war groß, nicht minder die Opposition. Wegen der geringen Mindesteinsätze als Hauptverderben der Armen angeprangert, kam das Lotto in vielen Ländern auf bürgerlichen und ständischen Druck wieder zu Fall. Die Habsburgermonarchie bzw. Österreich erwiesen sich bis heute als resistent und behielten als einziges Gebiet außerhalb Italiens das Spiel seit 1751/52 kontinuierlich bei.

Motiv genug, dieser Institution im Historischen Museum der Stadt Wien die Ausstellung „Dem Glück auf der Spur“ zu widmen. Dies um so mehr, als sich allmählich auch die deutschsprachige Geschichtswissenschaft anschickt, das Thema (Glücks-)Spiel seriös anzugehen. Die kuratorisch gelungene Präsentation (*W. Öblinger*) ist geschlossen, was bleibt, ist der Begleitkatalog. Seit einigen Jahren sind Ausstellungskataloge zunehmend Orte kritischer und quellennaher Analysen und daher als verlässlich begrüßte Referenzwerke. Exemplarisch ist der Beitrag der belgischen Loterie Nationale (1994) wie auch das gleichzeitig veröffentlichte Werk des belgischen Staatsarchivs. Im vorliegenden Fall ist man von diesem Trend abgewichen.

Der Untertitel lautet dem Anlass gemäß „250 Jahre Österreichisches Zahlenlotto“. Welche Fülle sich dahinter verbirgt, lässt sich aus ihm aber nicht erschließen. So enthält der Band je einen Beitrag zu europäischen philosophischen Konzeptionen von Glück (*K. P. Liessmann*) und

zu kunsthistorischen Ansichten von Fortuna und Lotterien (*U. Nefzger*), die dem Thema mehr oder weniger fernstehen, aber noch angehen mögen, um dem Glück auf die Spur zu verhelfen (zumal wenn es als Fortuna auf einem Plakat der brutalen belgischen Kolonialpolitik „mit leuchtendem Rot wie die Lippen der Negerin“ „lockt“). Wie gleichzeitig ein komprimierter Schnellkurs in Markterfolg versprechenden Unternehmensstrategien (*F. Scheuch*), in dem immerhin auf zwei von zwölf Seiten der österreichischen Lotterien der Gegenwart gedacht wird, Eingang findet, mag vielleicht nur Marketing-Banausen verwundern. Wer sich aus anderen Gründen nicht für das Zahlenlotto interessiert, kann sich an einer detail-, anekdoten- und rekordreichen Darstellung des Fußballtotos in Österreich (*W. Drabesch*) schadlos halten. Entschieden näher beim Thema – wenngleich es von ihm wegführt, weil daraus abgeleitet – ist ein Beitrag mit Beispielen zu Lotterie- und Lottoderivaten in Form von (idealerweise pädagogisch instrumentalisierten) Kinderspielen (*M. Faber*). Einen zentralen Aspekt des Lottospiels beleuchtet hingegen ein Aufsatz, der nur geografisch entfernt dasteht (*D. Scafoglio*). Aus sozialpsychologisch-anthropologischer Sicht ist er dem Lotto in Neapel – für viele die Hauptstadt dieses Spiels – vor allem in Hinblick auf die Bedeutung „irrationaler“ Praktiken (Träume, Magie etc.) zur Erlangung eines Treffers gewidmet. Indem er das Spiel als Schlüssel zum „Herz der neapolitanischen Kultur“ (116) versteht, berücksichtigt er zwar den sozialkulturellen Nexus, gibt aber universalistischen Deutungsmustern den Vorzug vor historischen.

Zwei Beiträge haben – im Kern – das eigentliche Thema zum Gegenstand. Der eine (*G. Bauer*) leitet den Überblick über die Wunderwelt des „Lotto di Genua“ (sic) mit dem „Wunderkind“ Mozart ein, das erstaunlicherweise schon mit sechs Jahren wusste (oder war es doch sein Vater, der dies schrieb? sprachlich herrscht Unklarheit!), was ein Ambo (zwei Gewinnzahlen) ist. Dieser nicht unbedeutende biografische Erkenntnisgewinn wird kaum durch eine Menge Vermutungen und Spekulationen darüber getrübt, wo und ob der Künstler denn gespielt haben könnte. Auch nicht dadurch, dass wir „über eine mögliche Teilnahme an der französischen Loterie Nationale (...) leider nichts“ wissen (61) – aus dem einfachen, aber nicht genannten Grund, dass es diese Möglichkeit gar nicht gab. Die Loterie Nationale ist ein Produkt der Französischen Revolution, und Mozart hätte sich allenfalls die Loterie de l'école royale militaire bzw. die Loterie royale de France angeboten. Man wird jedoch über solche Kleinigkeiten hinwegsehen und dankbar dem bisher unbekanntem historischen Zusammenhang nachgehen, dass „nicht zuletzt“ das Lotto die Ideen von Liberté und Egalité „vorweggenommen“ hatte (62). Maria Theresia und ihresgleichen als Wegbereiter der Revolution?! Was sonst noch „wissenschaftlich dokumentiert“ (61) sei, finde sich dem Autor zufolge bereits publiziert. Das stimmt allerdings, denn die drei letztgenannten Beiträge sind mit unbedeutenden Änderungen dem Publikum seit fünf Jahren zugänglich, derjenige über das Lotto in Neapel – wenngleich erstmals in deutscher Sprache – nun schon zum viertenmal. Dabei wird Altes beharrlich wiederholt – auch wenn es falsch ist – und Neues konsequent ignoriert. Immer wieder ist von Glückshäfen die Rede, doch wird man einen Hinweis auf den exzellenten Aufsatz des österreichischen Historikers H. Kühnel vergeblich suchen, und P. Macrys bahnbrechende Studie zum Lotto in Neapel scheint nicht zu existieren. Eifrig versuchen die Autoren, die „Vorgeschichte“ des Zahlenlotos in den Lotterien der Niederlande zu verorten – was schlicht falsch ist. Indes ist diese mangelnde Differenzierung eine durchgängige Konstante. Nicht richtiger ist es, die Ursprünge in Genua mit 1519 oder gar in Venedig mit 1521 anzusetzen, wie es im zweiten Beitrag zum Zahlenlotto in Österreich (*W. Ogris*) geschieht. In ihm geht es um die Standpunkte von Gegnern und Verteidigern des Lottospiels. Die referierten Debatten sind jedoch anderswo bereits mit größerem historiografischen Geschick analysiert worden (z. B. E. Saurer). Eine historische Fragestellung, die den spezifischen ideologischen und ökonomischen Interessen der Opponenten gerecht würde, bleibt aus. Der Verzicht auf eine differenzierte Analyse verschleiert den Blick auf die inhärenten Ambiguitäten der Argumente. So wäre eine Einordnung des Standpunkts, das Lotto schade der „Zirkulation des Geldes“ (Justi) um so nötiger, als Macry gezeigt hat, wie die „redistributiven Kreisläufe“ gerade durch das genuine Spielsystem in Gang gehalten wurden (*Scafoglio* deutet diesen Punkt im Ansatz an). Hingegen wird man mit „missionarischem Eifer“ (80) daran erinnert, dass nicht nur wegen der Gewinnhoffnung gespielt wurde (*Bauer; Ogris*). Hier muss schon der „Spieltrieb“ als Erklärung genügen, gelegentlich auch die „Spielfreude“ – in Einzelfällen getrübt durch „Spielsucht“, wobei diese wiederum großteils auf

das Konto der meschanten „Lottogegner“ (bis heute!) gehen dürfte. Dass allerdings gerade diese durch Reden und Publikationen die Spielfrequenz gefördert haben sollen (92), ist nicht nur ein reduktiver Psychologismus, der aus den Spielern willenslose Objekte macht, sondern auch historisch wohl kaum zu belegen.

Nichts Neues also auch hier. Die vor über 100 Jahren erschienenen Monografien von S. Kaner und R. Sieghart bilden weiterhin und offensichtlich auch für Lottofreunde fundamentale Referenzwerke. Was sie verschweigen, enthüllt auch der Katalog nicht. So hätte man gerne erfahren, wie der erste Lottopächter Cataldi, der sein Privileg 1756 „einer Mailänder Gesellschaft“ (es handelt sich um die mächtigen Generalpächter!) abtrat, es schaffte, „in den zehn Jahren seiner ersten Pachtperiode“ (66) und darüber hinaus erfolgreich zu wirtschaften. Was dort falsch ist, bleibt es auch hier. Cataldi (der übrigens nicht als Graf adressiert werden durfte, sondern den Titel Conte gewährt bekam — aber solche Titelfuchserie gehört ins 18. Jahrhundert; der übrigens in der Toskana auch nicht „reiche Erfahrungen mit verschiedenen Lotterien gesammelt“ [65] hatte, sondern mit dem Lotto) fand nicht in Giovanni Antonio Calzabigi (Johann Anton bei Sieghart und im Katalog) einen Konkurrenten (67), sondern es drohte ihm eine Kontrolle durch dessen Bruder, den bekannten Librettisten Ranieri. Ersterer war weder in Paris noch in Brüssel „erfolgreich“ (67), sondern musste beide Städte unruhlich verlassen. Und doch: Da gibt es eine beeindruckende Aufzählung herangezogener Quellen (81). Den Niederschlag ihrer Sichtung und kritischen Verwendung wird man jedoch vergeblich suchen.

Beindruckend ist auch der Katalogteil. Zunächst durch die gebotene Bildqualität, dann durch die Fülle von Auslassungen und Mängeln. Abgesehen von einer übersetzerischen Leistung (165; die Urheberschaft zitierfähig angegeben) liegen die Kompetenzen des „Autors“ (*M. Oberlechner*) weniger in Verlässlichkeit und informativem Gehalt als in der Reproduktion. Selbst dabei stößt man resigniert auf Patzer und Ungereimtheiten: niederländische Städte als „Ursprungsorte“ des Zahlenlotos; das begriffliche Pelemele von Lotto und anderen Lotterien; das Original des ersten Lottoprivilegs als „Entwurf“ des „Lottopatents“ oder des „Lottoprivilegs“; die Kontinuität des Lotos in Österreich „einmalig“ in Europa — wo doch einige Seiten weiter das Richtige steht; der einmalige Einfall, in der Einführung des Lotto ein „Menschenrecht“ zu erblicken (ein Leitmotiv der Katalogmacher); die „Königliche Lottery“ von 1763 nicht als Zahlenlotto identifiziert; die gewagte Neuperiodisierung des Biedermeier bis 1850; der „Glückshafen-Narr“ von 1709 ist, wie U. Nefzger S. 42 klarmacht, ein „parodistisches Seitenstück“ zur angeblichen Herkunft, den „Hauptständen“ von 1698 etc. Dafür verleiht der zweifelhafte Cicerone generös die sonst von Antiquaren verwendeten Prädikate „sehr seltene“ oder „seltene Erstausgabe“ auch dort, wo es keine Folgeausgaben gibt. Ein „berühmtes Bändchen“ (!) enthält einen wegen seiner Qualität zu Recht vergessenen, unbekanntem Dramentext. Ein großer Teil der „beschriebenen“ Objekte bleibt aber aus unerfindlichen Gründen unkommentiert. Um so beredter geben sich die „erklärenden Texte“ dort, wo sie von anderen stammen. Teilweise wörtliche Kopien aus Katalogen und anderen Werken (z. B. S. 192; Nr. 9.2, 9.5, 9.6, 10.2) rufen zwar einen angenehmen Vertrautheitseffekt hervor, stehen aber jenseits akademischer Usancen, weil ihre Urheberinnen (*E. Saurer, R. Eibl, R. Kaltenbrunner*) an keiner Stelle ausgewiesen werden. Man ist geneigt, in diesem unverfrorenen Vorgehen als durchgehendes Strukturprinzip Sorg- und Strukturlosigkeit zu erkennen, das sich am anderen Ende der unwissenschaftlichen Nonchalance in einer Literatur- und Dokumentenliste (83) zeigt, die nicht nachvollziehbar verwendete Titel (s. o. Quellen) und äußerst seltene Kostbarkeiten wie „Patent Karl VI., Wien 1727“ enthält.

Vieles, was der historischen Erforschung der Spielkultur wirklich förderlich wäre, fehlt. Vor allem bleibt die Rolle der Spielenden, wenn sie nicht Mozart heißen, und der „kulturellen Mittel Männer“ (*F. Freundlich*), der Kollekteure, gänzlich unterbelichtet. Insgesamt ist ein Status quo festgeschrieben, der sich in zentralen Bereichen auf veraltete Literatur stützt. Deren Aussagen werden nicht überprüft, ihre Fehler nicht ausgeräumt, was gerade eine der vornehmsten Aufgaben eines solchen Unterfangens hätte sein können, ja müssen. Aber der historische Wissensstand bleibt unverändert. Auf diesem Weg wird die „Spielforschung“ nicht aus ihrer selbstverschuldeten Marginalität entkommen. Eines macht diese vertane Chance klar: Die Geschichte des Spiels, seiner Institutionen, der Spielenden, die es tragen und formen, ist zu ernst, um sie Nichthistorikern zu überlassen.

Manfred Zollinger

Bayerisches Hauptstaatsarchiv. Reichskammergericht Band 7, bearb. v. Margit Ksoll-Marcon und Manfred Hörner (= Bayerische Archivinventare 50/7), München 2001. 788 Seiten

Die Veröffentlichung der Inventare der Reichskammergerichtsakten sind ein Großunternehmen, das in Deutschland mit Unterstützung der Deutschen Forschungsgemeinschaft seit vielen Jahren betrieben wird. Da die Akten des Reichskammergerichtes als oberstem Appellationsgericht nach dem Ende des alten Reiches (1806) nach dem Territorialprinzip auf die Herkunftsländer der Klagsparteien aufgeteilt wurden, ist das Unternehmen mit dem Ziel der genauen Erschließung dieser hochinteressanten Akten sehr zu begrüßen. Erst dadurch werden viele bisher kaum erreichbare Unterlagen aus dem 16. bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts einer breiteren interessierten Öffentlichkeit zugänglich gemacht.

Die Reichskammergerichtsakten für Bayern, die das Bayerische Hauptstaatsarchiv verwahrt, werden seit Beginn der 1990er Jahre publiziert. Der zuletzt erschienene Band 7 der bayerischen Reihe hat erst den Buchstaben „D“ der klagenden Parteien zum Inhalt. Da jeder Band in gleicher Weise mit drei ausgezeichneten Indices (Personen und Orte, Prokuratoren, Sachen) erschlossen ist, wird jeder einzelne zu einer neuen Fundgrube von Informationen, die unter anderem auch das ehemalige Erzstift Salzburg betreffen. So landeten zum Beispiel die Erbstreitigkeiten der Familie Diether zu Urstein (bei Puch/Hallein) (Nr. 2513) in den Jahren 1508 bis 1510 vor dem Reichskammergericht. Ebenso hatten auch der Salzburger Rat und Kanzler Dr. Nikolaus Ribaisen (Nr. 2174) im Jahr 1531 oder der Salzburger Dompropst Philipp Carl Graf von Seinsheim in der Zeit von 1756 bis 1770 vor dem Reichskammergericht als Beklagte in unterschiedlichen Angelegenheiten zu erscheinen. Aus diesen wenigen Hinweisen ist schon zu ersehen, wie wertvoll solche Publikationen sind, damit lange verschollene bzw. nur schwer zugängliche Informationen endlich für eine breitere Öffentlichkeit zugänglich werden. Für das Unternehmen, das mit dem siebten Band beim Buchstaben „D“ angelangt ist, bleibt noch viel zu tun; es ist allen Beteiligten noch große Ausdauer zu wünschen, damit diese großartige Reihe in nicht allzu ferner Zukunft zu einem guten Abschluss gebracht werden möge. Hubert Schopf

Marktschellenberg. Aus der Geschichte der Marktgemeinde, Marktschellenberg 1998. 527 Seiten, zahlreiche Abbildungen.

Gelegentlich ist zu hören, dass man in Schellenberg die poetisch-topographische Umschreibung des Territoriums der Bundesrepublik Deutschland „zwischen Flensburg und Berchtesgaden“ dahin korrigiert, dass es eigentlich „zwischen Flensburg und Schellenberg“ heißen müsste. Freilich wird es auch weiterhin bei der ersten Formulierung bleiben. Schellenberg wird auch hinfort ein wenig im Schatten des Zentralortes der früheren Fürstpropstei stehen, ein Schicksal, das der ehemalige Salinenort mit der einstigen Salinenstadt Hallein teilt, die auch hinter dem Glanz der fürsterzbischöflichen Residenz zurücksteht. Dabei wurde in beiden Salinen das Geld verdient, das die Fürsten dann mit beiden Händen ausgaben. Die vorliegende Ortschronik ist sicher auch als Versuch zu verstehen, ein wenig aus dem Schatten herauszutreten, ein wenig eigenes Profil zu gewinnen.

Verantwortlich für die Ortschronik zeichnet ein „Arbeitskreis“, dessen Mitglieder allerdings nirgendwo ihre Anonymität abstreifen. Bescheidenheit ist schon recht, solche Bescheidenheit schießt etwas über das Ziel hinaus. Sehr wahrscheinlich hat dem Arbeitskreis die (pensionierte) Lehrerin *Notburga Schifffl* angehört, die u. a. zum Ortsnamen referiert. Anschließend an eine Auflistung vieler Orte und Örtlichkeiten mit dem Namen „Schellenberg“ (bis Norwegen!) ruft sie „alle interessierten Leser ...“ auf „... weiterzuforschen. Man vergleiche die Lage dieser Orte auf der Karte ...“. Da kommt — in einem positiven Sinn — die Lehrerin zum Durchbruch. Zielführender wäre es wahrscheinlich gewesen, dem naheliegenden Zusammenhang zwischen dem ersten Namensteil „Schellen-“ (von ahd. *schellen* = tönen) und dem das Tönen verursachenden Bergbau im Ostalpenraum nachzugehen (vgl. z. B. den Edelmetallbergbau von *Schell*-gaden im Lungau).

Die Darstellung der Geschichte des Ortes vom Ende des 12. bis zu Beginn des 19. Jahrhunderts bestreitet *Dorothea Kurtz*. Ihr Konzept, diesen zusammenfassend als „Geschichte“ überschriebenen Abschnitt zu gestalten, besteht im Wesentlichen darin, den Inhalt der entsprechen-

den Beiträge im Handbuch der Berchtesgadener Geschichte von Brugger/Dopsch/Kramml mit Bezugnahme auf Schellenberg exzerpierend zusammenzufassen. Unbestritten ist, dass sie diese Inhalte nicht nur abschreibt, sondern sie wenigstens z. T. mit Verständnis rezipiert und im Großen und Ganzen korrekt zitiert. An dem, was man von einer Ortschronik als Mindeststandard erwarten darf, geht diese Vorgangsweise trotzdem meilenweit vorbei. Diese Denkart verkehrt den selbstverständlichen Ablauf in sein karikierendes Gegenteil: Nicht das Handbuch hat die Details zu liefern, die man für die Ortschronik herauszieht, sondern die Chronik muss den Einzelheiten nachspüren, die im Handbuch zu einem größeren Ganzen abstrahierend zusammengefügt werden. Was hat die Verantwortlichen in Schellenberg dazu getrieben, eine Autorin anzuhuern, die — soweit man der Literatur-Recherche im Internet vertrauen darf — zu Berchtesgaden keinen und zu Schellenberg überhaupt keinen wissenschaftlichen Bezug hat? Vollends unverständlich wird diese Entscheidung in Anbetracht des Umstandes, dass im eigenen Landkreis Berchtesgadener Land mit Kerstin Hederer jene Fachfrau vorhanden ist, deren Forschungsergebnisse Dorothea Kurtz mühsam nachvollzieht und mehr schlecht als recht wiedergibt. Wenn jetzt das Argument von der angeblichen Unverständlichkeit der Diktion der Experten kommt, dann sage ich sehr deutlich, dass ich diesen Einwand nicht einmal mehr hören kann! Wer denn sonst, wenn nicht der Experte, der sein Thema am besten kennt, sollte dessen Inhalte am griffigsten vermitteln können? Kann er es nicht, ist er kein Experte! Im gegenständlichen Fall ginge dieser Einwand ohnehin vollständig ins Leere: Dorothea Kurtz erwähnt (S. 21 ff.) völlig unbekümmert Begriffe wie „Immunität“, „Regularkanoniker“, „Vögte“, „Leibeigenschaft“, sogar eine *plebs* (S. 24) kommt vor, und verwendet später auch Ausdrücke wie „Einung“, „Pfund Fuder“ und „Pfund Kufen“ (S. 42 f., 49), ohne dass sie auch nur im Ansatz versuchen würde, Laien diese Begriffe zu erklären. Versteht sie selbst die Termini? Man zweifelt, wenn man ihre Fehlinterpretation einzelner Begriffe — wie z. B. „Willegdal“ (S. 28) — zur Kenntnis nimmt. Auf Anderes, was schief gegangen ist — wie etwa die Ausdehnung der Regierungszeit von Erzbischof Pilgrim († 1396) bis 1409 — hinzuweisen, wäre Beckmesserei. Was Salz und Saline betrifft, so habe ich für meinen Beitrag im Handbuch auch dort und da mit den Bauern auf der Götschenschneid gesprochen, die mir von verschütteten Stollen und Anomalien der Vegetation in Folge austretender Grubenwässer erzählt haben. Ich habe das in aller Kürze zusammengefasst, wie es bei dem gedrängten Umfang im Handbuch gar nicht anders möglich war. Auch hier beschränkt sich Dorothea Kurtz darauf, diese Erhebungen zu referieren, anstatt eigene anzustellen, sie auszudehnen und in ihrer Gesamtheit zu dokumentieren. Da hätte dann auch noch der Hinweis auf den spätmittelalterlichen Grabstein aus Adneter Marmor des *Georg Danner*, des Erzbischofs von Salzburg *pergmaister* auf dem *Toverperg* (= ?Tuval = Gutratsberg/Götschenschneid) Platz gefunden, der heute den Eingangsbereich des Gasthauses Untersberg (Salzburger Straße 12) in Schellenberg schmückt. Vielleicht wäre es doch möglich geworden zu entscheiden, ob es sich bei alledem um die Nachweise für einen mittelalterlichen Bergbau in Schellenberg, der in den Quellen nie erwähnt wird, handelt oder — soweit es die bergmännischen Aufschließungen betrifft — „nur“ um Sondierungen des frühen 19. Jahrhunderts im Vorfeld der Salinenkonvention. Diese Frage stellt sich Dorothea Kurtz — selbstverständlich! — nicht einmal. Schade, ewig schade, um die Chancen, die hier vergeben wurden und die sich ohne großen finanziellen Mehraufwand hätten realisieren lassen.

Anders als Dorothea Kurtz hat *Ulrich Ziegler* als ehemaliger Lehrer (S. 174) natürlich eine enge Beziehung zu Schellenberg. Daher sollte ihm eigentlich bekannt sein, dass es für die Berchtesgadener Geschichte von besonderer Bedeutung war, dass von den drei meist-frequentierten Wegen aus dem Propsteiland nicht nur zwei (Hangenden Stein und Hirschbichl), sondern bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts alle drei, auch jener über Hallthurm, durch Salzburger Territorium führten (S. 57). Gleiches gilt für die völlige Fehleinschätzung des Hirschbichls, der nach Ziegler Meinung „nie große Bedeutung erlangte“. Sein Beitrag über den Schellenberger Passturm ist eine holperige Zusammenfassung der Kriegshändel zwischen Berchtesgaden und Salzburg. Die Möglichkeit einer Baualteranalyse dieses wichtigen Objektes wird nicht einmal in Betracht gezogen, Vorstellungen, durch welche Art von Nutzung seine Zukunft gesichert werden könnte, fehlen — fast möchte man sagen — selbstverständlich!

Ähnliches gilt für den Beitrag desselben Autors über das „lange“ 19. Jahrhundert. Auf den knappen vier Seiten fehlt es nicht an Zahlen und Fakten. Aber die Geschichte dieser schwieri-

gen Jahrzehnte von der Katastrophe der Salinenschließung 1805 über die letzten Endes gescheiterte Salzsackmanufaktur bis zum Hoffnungsschimmer des einsetzenden Fremdenverkehrs sollte viel mehr als Ziffern beinhalten. Oder beschränkt sich Ziegltrum auf knappe vier Seiten, weil man sich heute noch in Schellenberg dafür geniert, dass Marktbürger um die Mitte und in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ihre besten Verdienstmöglichkeiten in grenznahen Produktionsbetrieben „in Österreich“ fanden? Die Anführungszeichen stehen nicht ohne Grund. Es fällt auf, dass nahezu alle Autoren Nachbargemeinden wie Grödig oder Hallein durchwegs als „in Österreich“ jedoch kaum einmal als „in Salzburg“ gelegen lokalisieren (z. B. S. 118: „Filialkirche St. Leonhard im benachbarten Österreich“; kaum vorstellbar, dass jemand von dieser Seite der Grenze, die offenbar zum Teil doch noch sehr trennend wirkt, die Wallfahrtskirche zu Unserer lieben Frau in Ettenberg als „in der benachbarten Bundesrepublik Deutschland“ gelegen beschreiben würde!).

Der Brückenschlag vom Ende des 19. Jahrhunderts bis 1969 wird auf knappen 12 Seiten mit Beiträgen über Nachtwächter (!), Gebirgsjäger, Flüchtlinge und Gendarmerie-Berichten der Jahre 1935 bis 1945 vollzogen. Während damit die schwierigen Jahre der Weimarer Republik und der Inflation (bei den zeitlich ungleichen Inflationsschüben in Deutschland und Österreich und dem darauf fußenden Schmuggel — für einen Grenzort ein faszinierendes Thema!) ebenso wie die Nachkriegszeit und das Wirtschaftswunder „nur“ zur Gänze unterschlagen werden, bewegt sich der Trick mit den Gendarmerie-Berichten am Rande der Geschichtsklitterung. Da diese Berichte ihrer Intention entsprechend ganz unrepräsentativ vorzugsweise kritische Töne gegenüber dem NS-Regime in der Bevölkerung aufgreifen, wird durch ihre Wiedergabe der Eindruck einer Distanzierung des ganzen Ortes von der nationalsozialistischen Herrschaft erweckt. Der einleitende Kommentar von Dorothea Kurtz, die diesen Berichten „einen ersten Eindruck von Stimmungslage und Alltagsleben“ abgewinnen zu können glaubt (S. 72), ist nicht geeignet, die Optik zurecht zu rücken. Keine Erwähnung des Schmuggels von NS-Propagandamaterial nach Salzburg und der Flucht politisch Verfolgter aus Salzburg über Untersberg und Götschenschneid (Weniges dazu im Zollamt-Beitrag), keine Erläuterung der Parteigliederungen im Ort, keine Abstimmungsergebnisse, kein Wort und vor allem kein Foto von den alljährlich mehrfachen Durchfahrten der „Führer“-Karawane auf dem Weg zum Obersalzburg! Statt dessen ein weiteres Mal das Bild von der „sauberen Wehrmacht“ mit schneidigen Gebirgsjägern (mit und ohne Ski) und — zutreffend, jedoch unzulässig einseitig — von der Vertreibung der Deutschen aus den Ostgebieten. (Ist das wirklich ein Thema für die Ortschronik von Schellenberg?) In die gleiche Kerbe schlägt das geradezu auffallende Fehlen von Abbildungen des Ortes aus den Jahren 1933 bis 1945 in allen Beiträgen. Eine einzige Ansicht (in Briefmarkengröße, S. 211, links unten), die diese Regel durchbricht, wurde (irrtümlich?) mit einem Text unterlegt, der sich auf 1915 (!) bezieht. Zusammenfassend hätte man ehrlicher Weise die Beiträge zur Zeit von 1914 bis 1969 unter die Überschrift stellen müssen: „Ein Marktort verdrängt erfolgreich (?) 55 Jahre seiner jüngerer Geschichte!“

Vieles wäre noch in dieser Richtung zu notieren (z. B. der schwache Beitrag [S. 245 ff.] von Ziegltrum über die „Rote Elektrische“, die in Bayern — der Farbgebung der Reichsbahn folgend — eine „Grüne“ war und bei dem jedenfalls das Standardwerk von Harrer/Holcomb zur Kenntnis zu nehmen gewesen wäre!). Doch muss jetzt unbedingt die Rede von den positiven Beiträgen sein, die natürlich auch enthalten sind: Ganz vorne erwähne ich den Beitrag über die Zeit seit dem Zusammenschluss der drei Gemeinden Marktschellenberg, Landschellenberg und Scheffau 1969 des verdienten Bürgermeisters und langjährigen Zollamtsleiters *Alfons Kandler* (der sich ein besseres Druckwerk für „sein“ Schellenberg verdient hätte!). Vorbildlich, weil umfassend und informativ, sind auch die Erläuterungen zu Zollamt und Grenzpolizei von *Albin Kühnel* und *Paul Arnds* sowie — da war nichts anderes zu erwarten! — von *Günther Götde* zu Almbachklamm und Kugelmühle. Bei den Beiträgen über den Fremdenverkehr sind die „technischen Details“ (Übernachtungszahlen, Wegmarkierungen, Fremdenverkehrsverband, Erschließung der Eishöhle) tadellos dokumentiert, Erläuterungen dazu, in wie weit der Einbruch urbaner „Sommerfrischler“ in die Welt eines ländlichen Gebirgsdorfes gesellschaftliche Veränderungen bewirkte, wären (auch bei Schellenberg) interessant gewesen. Bei der bemerkenswerten Baudokumentation von *Heinz Strehler* über den Turm der Pfarrkirche, der als einziger Gebäudeteil einer früheren Bauphase als das neugotische Kirchenschiff angehört, hätte Ulrich

Ziegtrum für den historisch viel bedeutenderen Passturm eine Anleihe nehmen sollen. Uneingeschränkt aner kennenswert sind schließlich der Beitrag über die Kleindenkmäler und vor allem das Häuserbuch mit rund 170 Objektbeschreibungen in Form von Besitzerlisten, zumeist vom Mittelalter bis in die Gegenwart.

Die Ausstattung des Bandes kann man gelten lassen, auch wenn die Farbbildungen ab der Buchmitte ebenso ausdünnen wie die S/W-Bilder kleiner werden. Warum auf Reproduktionen aus der Faistenauer-Karte, aus der Salzwasen- und der Forstkarte (alle um 1600, Geschichte von Berchtesgaden I, S. 745, 780 f.), die bemerkenswert illustrative Glanzlichter gesetzt hätten, verzichtet wurde, bleibt — wie vieles an diesem Buch — unverständlich! Schade, dass der Chronik-Arbeitskreis nicht den Weg von Schellenberg „nach Österreich“ ins Salzburger Landesarchiv oder zum Salzburger Arbeitskreis für Landesgeschichte gefunden hat. Hier hätte es genügend Erfahrung im Umgang auch mit kleineren Gemeinden und damit gegeben, wie man in solchen Fällen eine für alle Seiten akzeptable Lösung unter Berücksichtigung der finanziell (immer) engen Vorgaben erreichen kann. Sie wäre dem Buch über den sympathischen Ort „gleich hinter der Grenze“ und damit den Nachbarn zugute gekommen, denen sich Salzburg ganz besonders verbunden weiß.

Fritz Koller

PS.: Wie bei mancher anderen Ortschronik stellen auch die Schellenberger in ihrem Buch vorne ihr Wappen hin: „In Blau eine mit einem sechsstrahligen blauen Stern belegte silberne Salzkufe, dahinter schräg gekreuzt ein goldener und ein silberner Schlüssel.“ Von den drei Symbolen kann man die Schlüssel für die Fürstpropstei gelten lassen. Die „Kufe“ hat die Form einer Holzröhre aus 16 Tafeln, die im oberen und unteren Viertel von zwei Ringen zusammengehalten werden. Diese „Kufe“ ist optisch attraktiv, hat aber mit den historischen Schellenberger Salzkufen nichts zu tun. Die charakteristische doppelkonische Form der historischen Kufe ist — weil identisch mit der Halleiner Kufe — auf zahlreichen Rupert-Figuren zwischen Reichenhall und Traunstein dargestellt. Sollte für die Wappen-„Kufe“ das Objekt auf dem Relief über dem Schellenberger Kirchentor als Vorbild gedient haben, so holpert dieser Zusammenhang doppelt: Einerseits weist auch das Objekt über dem Kircheneingang keine Röhrenform, sondern die für alle diese Gegenstände typische konische (sich verjüngende) auf, andererseits handelt es sich bei diesem Objekt nicht um eine Kufe für den Salzexport, sondern um eine so genannte „Perkufe“ für den Transport des feuchten Rohsalzes aus der Saline zu den Dörrhäusern. Gänzlich mysteriös bleibt der blaue sechsstrahlige Stern. Er wird auf die „Grafen von Gutrat“ zurückgeführt, die „gerichtsherrliche Rechte über Marktschellenberg inne(hat)en“. Keine Belegstelle in Siebmachers Wappenbüchern oder in Franz Martins Salzburger Wappensammlung im Landesarchiv, in denen verschiedene Gutrater-Wappen vorkommen, liefert einen Hinweis darauf, dass diese Familie je einen Stern im Wappen geführt hätte. Das Resultat bleibt selbst dann negativ, wenn man eine Verwechslung der „Herren von Gutrat“, die hier allein in Betracht kommen, mit der jüngeren Ausfergenfamilie „von Gutrat“, die erst im 16. Jahrhundert geadelt wurde, in Betracht zieht. (Wohl aber gibt es rechts im Eingangsgewölbe der Kirche von Schellenberg einen namenlosen Grabstein aus Adneter Marmor, der ein Allianzwappen mit sechsstrahligem Stern zeigt; eine Identifizierung wäre interessant, ist jedoch nicht Aufgabe des Rezensenten.) Auch bei der Begründung mit den „gerichtsherrlichen Rechten“ ist einiges verrutscht: Zunächst waren die „Herren von Gutrat“ niemals Grafen. Vielmehr zählten sie als Ministeriale zum Dienstadel der Erzbischöfe von Salzburg (soweit die Familie hier interessiert). In dieser Eigenschaft übten sie die Funktion von Burggrafen von Werfen aus. Darin mag ein Ansatz für die irr tümliche Einschätzung der Herren von Gutrat als Grafen bestehen. Ein weiterer kommt hinzu: Als knapp vor 1200 der Grenzverlauf über Götschenschneid/Gutratsberg aufgrund der Salzvorkommen im Raum Schellenberg-Tuval virulent wurde, setzten die Erzbischöfe die Herren von Gutrat in diese Gegend, wo sie nacheinander zwei Wehrtürme erbauten, deren jüngerer als „Ruine Gutrat“ teilweise noch erhalten ist. Gleichzeitig übertrugen ihnen die Grafen von Plain, denen mit der Grafschaft im Kuchltal hier die Gerichtsrechte zustanden, die Ausübung dieser Rechte. Alle, die Erzbischöfe, die Grafen von Plain und die Herren von Gutrat, waren daran interessiert, diese Rechte möglichst weit die Berchtesgadener Ache aufwärts auszudehnen. Ob es dabei den Herren von Gutrat tatsächlich gelang, jemals namens der Grafen von Plain „gerichtsherrliche Rechte“ in der Gegend des —

damals im Entstehen begriffenen — Ortes Schellenberg auszuüben, bleibt dahin gestellt. Wenn überhaupt, war das zumindest nur sehr kurz der Fall, da die Propstei relativ rasch die Grenze in der Gegend von Hangenden Stein stabilisieren konnte. Die Ausübung dieser Grafenrechte könnte allerdings einen weiteren Ansatz für die Fehleinschätzung der Herren von Gutrat als Grafen beinhalten. (Der griffigste Grund wird darin zu sehen sein, dass jeder Ort sein Wappen oder Teile davon eher von „Grafen“ als von „Herren“ herleiten wird wollen!) Was den Stern betrifft, lässt sich somit festhalten: Er ist das unterschobene, jedenfalls nicht zu verifizierende Symbol einer Familie, die nicht dem Grafenstand, sondern dem Dienstadel angehörte, und deren Ausschluss aus der Gegend von Schellenberg, wo sie angeblich Gerichtsrechte ausübte, wesentlich zur Verfestigung der Grenzen der Fürstpropstei beitrug. Vor der Verleihung des beschriebenen Wappens 1963 verwendete der Markttort zeitlich wechselnd verschiedene Wappen, darunter auch eines, das einen sechsstrahligen Stern ohne jede weitere Beigabe zeigt (Sieb-macher 6, 314). Wissenschaftsgeschichtlich wäre es ein überaus lohnender Beitrag für die Schellenberger Ortschronik gewesen darzulegen, welche Mystifizierungen zum heutigen, historisch fragwürdigen, optisch freilich außerordentlich ansprechenden Marktwappen geführt haben.

Roman Zebetmayer, Kloster und Gericht. Die Entwicklung der klösterlichen Gerichtsrechte und Gerichtsbarkeit im 13. Jahrhundert unter besonderer Berücksichtigung der Zisterze Zwettl (= MIÖG Erg.-Bd. 40), Wien—München 2001. 184 Seiten.

Der Titel dieser Arbeit, die im Jahr 2001 als Dissertation approbiert wurde, verspricht zunächst Grundlegendes zu dieser Materie zu bieten, erst der Untertitel konkretisiert das eigentliche Ziel der Untersuchung, nämlich das Verhältnis der Klöster — insbesondere der niederösterreichischen Zisterzienserklöster — zur Gerichtsorganisation des 13. Jahrhunderts zu beleuchten in viel besser zutreffender Weise. Wie der Untertitel weiter ausführt, konzentrierte der Autor seine Untersuchungen vor allem auf die Zisterze Zwettl, wobei nur fallweise Unterlagen der anderen beiden niederösterreichischen Zisterzienserklöster Heiligenkreuz und Lilienfeld herangezogen wurden. Dieser Vorgangsweise ist eine gewisse Plausibilität insofern nicht abzuspüren, da die Zisterze Zwettl als Adelsgründung eine besondere Ausgangslage auch in rechtlicher Hinsicht aufweist.

Nachdem das Kloster Zwettl vom Adelsgeschlecht der Kuenringer in dessen ausgedehntem Herrschaftsbereich im nördlichen Waldviertel gegründet worden war, musste der Autor diese spezielle rechtliche Situation mit einer sehr dominanten Stifterfamilie eingehend untersuchen und die Gegebenheiten im Zwettler Gebiet besonders darlegen. Im ersten großen Hauptteil wird die rechtliche Stellung der Zisterze im 13. Jahrhundert sehr detailliert mit ausgezeichnete Interpretation der einzelnen Urkundenstellen und unter Berücksichtigung der umfangreichen Sekundärliteratur nachgezeichnet. Der Weg des Klosters führte von der Stifterfamilie der Kuenringer weg und über die Gerichtsprivilegien König Ottokars II. zu den Immunitätsprivilegien der frühen Habsburger, die damit dem Kloster zumindest die volle Niedergerichtsbarkeit auf allen seinen Besitzungen gesichert haben. Der Autor legt diese vielschichtigen und zum Teil sehr komplexen Rechtsverhältnisse anhand von zahlreichen Beispielen dar, wobei auch einige Salzburgbezüge erwähnt werden; so haben z. B. auch die ursprünglich aus Salzburg stammenden Grafen von Plain als Grafen von Hardegg Rechtsstreitigkeiten mit der Zisterze Zwettl ausgefochten. Ebenso gab es Unstimmigkeiten zwischen demselben Kloster und dem aus Salzburg stammenden Ministerialen Otto von Gutrat, der im Gebiet des Wald- und Weinviertels begütert war. Selbst mit den Erzbischöfen von Salzburg wurde zu Beginn des 14. Jahrhunderts um Salzbezugsrechte vor dem Papst gestritten.

An diesen und vielen anderen Beispielen zeigt der Autor die tatsächlich geübte Gerichtspraxis, dass die Wahl des Gerichtsforums zu einem nicht unbeträchtlichen Teil von der Stellung des Streitgegners abhing; so nimmt es nicht Wunder, dass der Streit mit dem Salzburger Erzbischof im Jahr 1328 vom Kloster vor den Papst getragen wurde, weil sich die Zisterze nur von der päpstlichen Autorität die Durchsetzung seiner Rechte erwarten konnte.

Die gelungene Untersuchung der rechtlichen Stellung des Klosters Zwettl endet mit je einem Kapitel zur Dorfgerichtsbarkeit und zur rechtlichen Situation des Klosters in den Städten Nie-

derösterreichs. Auf das Schlusskapitel mit einer informativen Zusammenfassung folgen noch ein umfangreicher Quellen- und Literaturanhang sowie ein Register, welches das leichte Auffinden einzelner Personen und Orte möglich macht.

Hubert Schopf

Martin Scheutz, Alltag und Kriminalität. Disziplinierungsversuche im steirisch-österreichischen Grenzgebiet im 18. Jahrhundert (MIÖG, Erg.-Bd. 38). Wien/München 2001, 599 Seiten.

Die Grundlage dieser Arbeit bildet die 1995 entstandene Dissertation des Autors, die nun überarbeitet und wesentlich erweitert in gedruckter Form vorliegt und als solche im Jahr 2001 an der Geisteswissenschaftlichen Fakultät der Universität Wien als Habilitationsschrift angenommen worden ist.

Nach einleitenden Betrachtungen zum Thema Disziplinierung und Ausführungen über die historische Kriminalitätsforschung in Österreich, wobei festgestellt wird, dass Kriminalitätsakten vor allem das Leben von Unterschichten und Randgruppen beleuchten und damit dazu beitragen, Alltag in der Frühen Neuzeit zu rekonstruieren (Kap. I u. II), wendet sich der Verfasser zunächst dem Ablauf von Verhören, dem Aussagewert von Prozessakten und der Sprache der Gerichtsprotokolle zu. Über die genaue Situation vor Gericht ist noch immer wenig bekannt. Aus den Protokollen sind jedenfalls mehrere Zeitebenen ersichtlich. Prozessmitschriften wurden in Reinschriften übertragen, wodurch der Grad der dadurch erfolgten Veränderung des Gesprochenen kaum feststellbar und bei der Analyse in Betracht zu ziehen ist. In beinahe allen Verhörprotokollen scheinen häufig gebrauchte Entschuldigungs- und Distanzierungs-floskeln (*reverendo, salva venia*) seitens der Protokollführer auf. Scheutz erläutert ausführlich diese „markierten Ausdrücke“ (Tab. 1–3, S. 74, 77), warum und für welche Dinge sie gebraucht wurden. Ein weiteres Unterkapitel ist den „Strategien vor Gericht“ (S. 80–86) gewidmet.

Am Ende des dritten Kapitels gibt Scheutz Auskunft über die von ihm herangezogenen und ausgewerteten Archivalien. Zwei Quellenbestände wurden von ihm benützt: das Gerichtsarchiv des Landgerichts Gaming-Scheibbs (Niederösterreichisches Landesarchiv St. Pölten) und das Marktgerichtsprotokoll von Scheibbs (Stadtarchiv Scheibbs), das eine Übersicht über das alltägliche administrative Leben im Markt ermöglicht und die obrigkeitlichen Bemühungen um Disziplinierung sowie die Opposition dagegen verdeutlicht.

Kapitel IV ist der Kartause Gaming als Grundherrschaft und Verwalter des Landgerichts sowie den wirtschaftlichen Faktoren in Gaming-Scheibbs, die vom Eisen- und Provianthandel gekennzeichnet waren, gewidmet. Im folgenden Abschnitt erfährt der Leser zahlreiche Einzelheiten über das Gäminger Hof- und Landgericht im 18. Jahrhundert. Zu beachten ist dabei, dass in Gaming-Scheibbs eine Personalunion zwischen dem Gäminger Hofrichter, dem obersten weltlichen Beamten des Stifts, und dem Landgerichtsverwalter bestand. Aus Tab. 7 (S. 117) sind die Gäminger Hofrichter des 18. Jahrhunderts ersichtlich, deren umfangreiche Kompetenzen und Aufgaben ihren umfassenden obrigkeitlichen Zugriff auf die Untertanen bezeugen. In Kompetenzstreitigkeiten gerieten sie dabei immer wieder mit dem Marktrichter, der das Erstinstanzrecht beanspruchte, darin aber (wie angeführte Beispiele zeigen) oft unterlag.

Hinsichtlich der vom Landgericht abgerurteilten Straffälle wird gezeigt, dass im Laufe des 18. Jahrhunderts die NÖ Regierung immer häufiger die Urteilsentscheidung an sich zog, wobei die Urteile aufgrund von Gutachten gelehrter Juristen gefällt wurden. Eigenständig Recht sprach das Gäminger Landgericht nur etwa bei Kleindiebstählen und Unzuchtsfällen, also bei geringen Delikten, welche die Prügelstrafe oder Landgerichtsverweise zur Folge hatten. Aufgrund der 171 erhaltenen Prozesse können Aussagen über die Art der Delikte im Landgericht Gaming-Scheibbs getroffen werden. Eigentumsdelikte führen dabei mit 46,78% die Statistik an, gefolgt von Sexualdelikten (18,13%), Bettelei (7,60%), Kindsmord (6,43%), Mord (2,34%) und gemischten Betreffen (18,71%) (S. 167). Hauptsächlich angeklagt waren Diensthofboten, Besitzende (Bauern, Bürger) fanden sich dagegen kaum als Angeklagte vor Gericht wieder. Bei Sexualdelikten wurden besonders Frauen verurteilt, und zwar zu (typischerweise) Prangerstrafen mit oder ohne zusätzlicher Rutenzüchtigung und anschließendem Landgerichtsverweis. Ab der Mitte des 18. Jahrhunderts wurden in solchen Fällen dann aber verstärkt Arbeitsstrafen verhängt (öffentliche Herrschaftsarbeit, Arbeitshaus, bei Männern auch Galeerendienst).

Bevor die Finanzlage des Gaminger Hof/Landgerichts näher beleuchtet wird, kommt der Verfasser auf den Scharfrichter als „kostenintensiven Faktor“ zu sprechen. Gaming verfügte wie viele andere Landgerichte über keinen eigenen Scharfrichter, sondern dieser musste im Bedarfsfall aus Karlsbach bei Ybbs (35 km entfernt) angefordert werden. Besonders kostspielig waren dabei stets Hinrichtungen. Der Freimann wurde nämlich nach tatsächlich erbrachter Leistung entlohnt und erhielt nur ein geringes Grundgehalt. So beliefen sich beispielsweise die Gesamtkosten für die Exekution eines Sodomiten im Jahr 1739 auf 175 fl, was mehr als die Hälfte eines Hofrichtergehalts ausmachte. Der Scheibbser Freimann Johann Friedrich Edder führte Aufzeichnungen über Selbstmörder und über seine Tätigkeit im Allgemeinen. Dieses Hinrichtungsverzeichnis weist große Ähnlichkeit mit anderen derartigen Aufzeichnungen auf, etwa mit dem so genannten „Tagebuch“ des Salzburger Scharfrichters Franz Joseph Wohlmuth. In dessen von 1757 bis 1817 geführten Protokoll sind 94 Hinrichtungen festgehalten. Vor allem Diebe und Räuber wurden exekutiert (73,4%) – und zwar vorwiegend durch das Schwert – gefolgt von Mördern (14,9%). Kindsmord (2), Gotteslästerung (2), Brandlegung (3) und Urfehdebruch (3) waren die weiteren gehandeten Delikte in diesem Zeitraum. Der einzige Deserteur wurde gehängt. Der Vergleich mit dem Gaminger Scharfrichterprotokoll zeigt, dass auch dort die meisten Hinrichtungen (43,86%) an Dieben und Räubern vollzogen wurden.

Als weitere Glieder in der Kette konkurrierender Disziplinierungsgewalten werden im Anschluss daran Marktrichter, Rat, Marktschreiber, Schulmeister, Marktgerichtsdieners, Tor- und Nachtwächter sowie Viehhirt und ihre Funktion im System der obrigkeitlichen Herrschaftsausübung eingehend geschildert.

Anhand der Konflikte um Malter, Bier, Fleisch und Brot, Wasser und Brunnen, Feuergefahr und unangepasste Handwerksgesellen werden im siebenten Kapitel einige Konfliktfelder innerhalb des Scheibbser Bürgertums betrachtet. Besonders gut veranschaulicht wird dies einleitend mit der Darstellung des Streites um den „Saubären“ (Zuchteber), für dessen Pflege seit der Mitte des 18. Jahrhunderts der Marktmüller zuständig war.

Die (Zwangs-)Rekrutierung (Kap. VIII) war eine von der Obrigkeit gerne angewandte Disziplinierungsmaßnahme. Seit dem 17. Jahrhundert wurde der Militärdienst als Disziplinierungsmittel angesehen. Delinquenten sollten dadurch „moralisch“ gebessert werden. Für Gaming-Scheibbs lässt sich aufgrund des erhaltenen Strafregisters deutlich die Ersetzung der Leib- oder Körperstrafen durch Rekrutierungen nachweisen, wovon besonders Diebe betroffen waren. Da seit dem Ende des 17. Jahrhunderts (Patent von 1693) das Betteln in Wien und Niederösterreich offiziell verboten war, wurde es ferner üblich, „taugliche“ Bettler dem Militärdienst zuzuführen. Für die Grundherrschaften, die zur Stellung einer bestimmten Anzahl von Rekruten verpflichtet waren, was einen beträchtlichen Verwaltungsaufwand darstellte, bedeutete die Einziehung verschiedenster Delinquenten ein probates Mittel, ihr Kontingent zu erfüllen. Am Beispiel eines Kupferschmieds, der in den 1760er Jahren seine Familie drangsalierte, wird aufgezeigt, dass die Zwangsrekrutierung als Drohung des Marktgerichts auch gegen Bürger eingesetzt wurde. Die Rekrutierung als herrschaftliche Disziplinierungsmethode der Untertanen stieß auch immer wieder auf den Widerstand derselben, so z. B. 1794 in Salzburg. Im Kontext der Rekrutierungen werden auch das Problem der Desertion, die „Lebenswelt abgedankter Soldaten“ und die Problematik der Soldatenkinder thematisiert.

Der Diebstahl stellte das häufigste Delikt in der Frühen Neuzeit dar. Er war „das Basisdelikt der vorindustriellen Gesellschaft“ (S. 403). Aufgrund der Lage des Marktes Gaming-Scheibbs in einer Eisen verarbeitenden Region trat die spezifische Straftat des Eisendiebstahls dort häufig auf. Gestohlen wurde Eisen in allen Verarbeitungszuständen, und zwar meist von Einzeltätern, die bei ihrem Dienstgeber oder in der Nachbarschaft „tätig“ wurden. Der Autor unterscheidet zwischen Hammerdieben, die nachts in Eisenhämmer einbrachen und das Diebesgut Gewinn bringend weiterveräußerten, und Gelegenheitsdieben aus der unterbäuerlichen Schicht, die Gebrauchsgegenstände (Eggenzähne, Pflüge, Ketten, Wagenräder, Stemmeisen u. ä.) entwendeten. Aufgrund des restriktiven Verlagsystems kam es immer wieder zum Mangel an ausreichend vorhandenem (Roh-)Eisen. Oft kauften Schmiede daher Eisen, das Diebstählen entstammte und günstig angeboten wurde. Scheutz weist darauf hin, dass Eisen in der Frühen Neuzeit einen hohen Wert hatte und dass „gestohlenes und geschmuggeltes Eisen [...] von nahezu allen am Eisenhandel beteiligten gehandelt“ wurde. „Neben dem offiziellen Verlagsystem entstand ein

durchaus effizientes subkutanes Eisenschmuggelsystem, dem die Behörden [...] nicht Herr zu werden vermochten.“ (S. 418). Das Beispiel des Eisendiebes Jakob Esletzpichler, dem von 1769 bis 1791 39 Diebstähle nachgewiesen werden konnten, verdeutlicht auch die Wirkungsweise und Bedeutung von Gerüchten sowie die Praxis der außergerichtlichen Konfliktbeilegung, die im Allgemeinen quellenmäßig schwer fassbar ist.

Im anschließenden Abschnitt über Magie wird ebenfalls auf die Möglichkeit der „gerichtsalternativen“ Konfliktlösung aufmerksam gemacht. Besonders Viehhirten, aber auch Abdecker, galten als vertraut mit magischen Praktiken und wurden von der Bevölkerung gerne konsultiert, um die Wiederbeschaffung verlorener oder gestohlener Gegenstände zu bewerkstelligen. Das führte beispielsweise dazu, dass Diebe sich dazu genötigt sahen, gestohlene Dinge heimlich beim Viehhalter zu deponieren. Dieser übernahm die Rückgabe und half dabei, den Täter zu identifizieren. Dadurch konnte er seine gesellschaftliche Position zwar verbessern, geriet aber auch seinerseits in Konflikt mit den Gerichten.

In Kapitel XI schließlich wird der Umgang der Obrigkeit mit dem Bettlerproblem analysiert. Dabei wird das Gaming Generalstreif- und Schubprotokoll von 1722 bis 1752, worin die aufgegriffenen Personen verzeichnet sind, herangezogen. Am Beginn steht zunächst die Feststellung, dass seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts ein restriktiver werdendes Vorgehen der Obrigkeit gegen „herrenloses Gesindel“ konstatierbar ist. Es ging immer mehr darum, fremde Bettler abzuschieben und „würdige“ einheimische Bedürftige mit Almosen zu versorgen. Praktisch wirksam seien die obrigkeitlichen Kontrollmaßnahmen gegen die Bettler jedoch kaum geworden. Das „Vollzugsdefizit“ werde hier offensichtlich. Die Folge war jedoch gewiss, dass alle Vagierenden vermehrt als Kriminelle wahrgenommen wurden. Das Verhältnis zwischen Sesshaften und Nichtsesshaften war zunehmend gespannt. Da das Almosengeben offenbar keine Selbstverständlichkeit mehr war, kam es zu Drohbetteleien (Tierverwandlung, Wettermachen werden als Druckmittel der Bettler erwähnt, S. 466). Mit der Streif- und Schubinstruktion von 1724 stand dann ein Instrumentarium zu Bekämpfung des Bettlerwesens zur Verfügung. Aufgrund des Heimatrechts sollten die festgenommenen Vaganten an ihre Geburtsorte oder an jene Plätze, an denen sie sich zuvor längere Zeit aufgehalten hatten, abgeschoben werden. Zweimal im Jahr wurden darüber hinaus Hauptschübe ins Ausland vorgenommen. Neben der jährlich durchgeführten Generalvisitation fanden monatliche Partikularstreifen statt, an denen herrschaftliche Beamte und Bauern beteiligt waren. Ebenso gab es Visitationen aus aktuellen Anlässen, etwa beim Auftreten von Räuberbanden oder „Zigeunern“ in einer Gegend. Zwischen 1723 und 1751 fanden in Gaming 27 Generalvisitationen statt (meist im Mai), dabei wurden 257 Personen aufgegriffen. Grafik 13 und Tab. 20 (S. 477) zeigen die Geschlechterverteilung der Festgenommenen. Das Durchschnittsalter der aufgegriffenen Männer lag bei 35, jenes der Frauen bei 41 Jahren. 63,8% stammten aus Niederösterreich, Oberösterreich und der Steiermark; einige kamen sogar aus Kroatien, Ungarn, Schlesien und Italien (Tab. 21, S. 478). Angaben zu den Berufen lassen sich schwer machen. Nach eigener Auskunft befanden sich die meisten Aufgegriffenen auf Arbeitssuche und waren aus diesem Grund unterwegs (Tab. 22, S. 479). 121 der 257 in Gaming festgenommenen Personen waren von der Abschiebung betroffen. Lediglich ein Fünftel durfte nach der Kontrolle seinen Weg fortsetzen, vor allem Handwerker und Wallfahrer, die ausreichend Proviant und Geld bei sich hatten. Wallfahrer, die über Gaming nach Mariazell unterwegs waren, wurden andererseits von den Behörden mit besonderer Aufmerksamkeit betrachtet, da das Wallfahren als Tarnung für Bettelei angesehen wurde. Wie aus Beispielen mehrmals abgeschobener Personen erkennbar ist, war das System nicht nur fragwürdig, sondern auch weitgehend ineffizient.

Ein abschließendes Resümee rekapituliert nochmals in sehr ausführlicher Weise die Inhalte der vorangehenden Abschnitte. Elf Abbildungen, 13 Grafiken und 22 Tabellen sowie ein Orts- und Personenregister ergänzen diese überaus materialreiche Darstellung, deren hohe sprachliche Qualität besonders hervorgehoben sei. Mit dieser Untersuchung positioniert sich der Autor in der noch jungen Disziplin der historischen Kriminalitätsforschung, der – ausgehend von Deutschland – somit auch hier neue Impulse verliehen werden. So war Martin Scheutz auch Mitorganisator der ersten Tagung in Österreich, die dieser Thematik gewidmet war („Justiz und Gerechtigkeit“, 1999) und deren derzeitige Forschungszentren an den Universitäten Wien und Salzburg zu finden sind. Obwohl die vorliegende Arbeit eine Regionalstudie dar-

stellt, ist sie dennoch von überregionaler Bedeutung und wird allseits eine sehr positive Aufnahme finden.

Christine M. Gigler

Gustav Pfeifer, Wappen und Kleinod. Wappenbriefe in öffentlichen Archiven Südtirols (= Veröffentlichungen des Südtiroler Landesarchivs 11), Bolzano/Bozen 2001. 209 Seiten.

Mit diesem elften Band der Veröffentlichungen des Südtiroler Landesarchivs hat sich der Bearbeiter, der Archivar Gustav Pfeifer, eines Themas angenommen, das immer wieder breiteres Interesse hervorruft: Es handelt sich dabei um das Wappenwesen und in diesem speziellen Fall um die Wappenbriefe; diese stehen — wie der Autor bereits im Vorwort betont — immer wieder im Interesse von Forschern verschiedener Fachrichtungen.

Die Arbeit wird mit einem kurzen, aber sehr prägnanten und kritischen Kapitel über das Wappenwesen und die Ausfertigung von Wappenbriefen im Allgemeinen eingeleitet. Den Hauptteil bildet der Katalog der Wappenbriefe, die sich in Südtirol in den öffentlichen Archiven (Südtiroler Landesarchiv, Stadtarchive Bozen, Klausen und Meran) befinden. Insgesamt sind 90 Urkunden, deren Wappenminiaturen durch ausgezeichnete Farbtafeln wiedergegeben werden aufgenommen. Nach der Datierung und dem Kurzregest wird jeweils die Beschreibung des Wappens in heutiger heraldischer Form sowie die Originalbeschreibung des Wappenbildes aus der Verleihungsurkunde geboten. Im Anschluss daran folgen die Archivsignatur und Hinweise auf einschlägige genealogische Literatur und — soweit die Urkunden bereits publiziert wurden — auf Regestenwerke; wünschenswert wäre sicherlich noch der eine oder andere Hinweis auf die Empfängerperson(en) der Wappenbriefe gewesen, doch dieser zusätzliche beträchtliche Aufwand hätte den Umfang der Arbeit gesprengt und die Fertigstellung — wie der Bearbeiter im Vorwort noch ausführte — weiter verzögert. Sehr positiv hervorzuheben ist noch die akribische Erfassung und Auflösung aller Kanzleivermerke und Unterfertigungen, wodurch sich die Arbeit auch zu Vergleichsstudien für ähnliche Arbeiten aus anderen Regionen heranziehen lässt. Ein Verweis auf vorhandene Siegeditionen bzw. die Beschreibung der unveröffentlichten Siegel der Urkundenaussteller schließt die Beschreibung jedes Stückes ab.

Beim Durchblättern der Regesten bzw. Betrachten der guten Abbildungen drängen sich sofort Assoziationen zur Geschichte des Erzstiftes Salzburg auf. So springt die Wappenbesserung für die Familie Khuen (Nr. 16) sogleich ins Auge und man denkt unwillkürlich an den wichtigen Salzburger Erzbischof Johann Jakob (1560–1586), der bereits das von Kaiser Ferdinand I. im Jahr 1559 gebesserte Wappen auch in seinem persönlichen Wappen führte. Verbindungen zu Salzburg sind ebenso bei den Wappenbriefen für das alte Tiroler Adelsgeschlecht der Welsperg (Nr. 14, 19 und 22) augenscheinlich, da Wolf Dietrichs Bruder Hans Rudolf von Raitenau eine Welsperg zur Gattin hatte und das Geschlecht über mehrere Generationen Urbargüter im Pinzgau besaß. Sehr interessant aus Salzburger Blickwinkel sind auch die beiden Wappenbriefe für die Voglmaier von Thierberg, von denen ein Zweig im 17. Jahrhundert im Salzburgischen ansässig und begütert war. Die Familie stellte den Land- und Bergrichter in der Rauris und hat dem bekanntesten Gebäude des Ortes, dem „Vogelmayrhaus“, seinen Namen gegeben. Eine in Salzburg über Jahrhunderte ebenfalls sehr bekannte Familie begegnet im Wappenbrief für Franz Freiherr von Spaur und Valör (Nr. 26); dieses alte Tiroler Geschlecht stellte lange Zeit auch Mitglieder des Salzburger Domkapitels und besetzte die höchsten Positionen im Erzstift Salzburg (Räte, Vizedome, Hauptleute, Pfleger etc.). Interessant für Salzburg ist noch die Wapenurkunde für Dr. Paolo Lener (Nr. 60), der in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts als Arzt und Physicus auch in Diensten des Salzburger Erzbischofs gestanden sein soll.

Diesem Hauptteil der 90 Wappenbriefe schließt sich noch die Edition von zehn Originalurkunden, die als Vorläufer der Wappenbriefe des 16. Jahrhunderts anzusehen sind, an. Den Schluss dieser Publikation bildet ein umfangreiches Literaturverzeichnis, das zum Thema Wapen bzw. Wappenbriefe kaum einen Wunsch offen lässt, und ein Register, gegliedert nach Empfänger und nach Wappenbildern, das einen leichten und gezielten Zugriff auch auf einzelne Wappenbriefe ermöglicht. Abschließend bleibt nur noch zu erwähnen, dass das im Vorwort angesprochene Ziel der Arbeit — nämlich als Materialsammlung für weitere Forschungen verschiedenster Disziplinen zu dienen — mehr als erreicht wurde.

Hubert Schopf

Leo Santifaller, Das Trienter Domkapitel in seiner persönlichen Zusammensetzung im späten Mittelalter (Mitte 14. Jahrhundert bis 1500), aus dem Nachlass herausgegeben und mit einer Einleitung versehen von *Klaus Brandstätter*, Verlagsanstalt Athesia, Bozen 2000 (= Veröffentlichungen des Südtiroler Landesarchivs 9). 198 Seiten.

Schon im Vorwort verweist Josef Nössing, der Direktor des Südtiroler Landesarchivs, darauf, dass Leo Santifaller, der langjährige Leiter des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung, am Fallbeispiel Tirol die moderne Regionalgeschichte nachhaltig geprägt und am Thema des abendländischen Domkapitels „erfolgreich ein ambitioniertes Programm kirchenhistorischer Sozialgeschichtsschreibung verfolgt“ hat. So habe Santifallers „Klassiker“, seine Arbeit vom Brixner Domkapitel im Mittelalter aus dem Jahre 1924, „eine anhaltende schul- und stilbildende Wirkung entfaltet“. In diese Richtung wiesen auch Santifallers Forschungen zum Trienter Domkapitel, die zu seinen Lebzeiten ein Torso geblieben sind und erst jetzt durch Klaus Brandstätter aus den Nachlassmaterialien einer Publikation zugeführt werden konnten.

Durch die vielfach engen personalpolitischen Beziehungen Salzburgs zum Südtiroler Raum ergeben sich nach Brixen naturgemäß auch für das Bistum Trient vielfältige Verbindungen zum Erzstift: die Biografien der Trientiner Domherren belegen das in vielfältiger Weise. So stammt etwa der bürgerliche Domherr Georg Berndorfer aus Neumarkt in der Salzburger Diözese, Christian von Freiberg erscheint am 30. Januar 1444 als Vertreter des Kapitels vor Erzbischof Friedrich IV. zur Bestätigung der Wahl seines Bischofs Johannes IV. Auch der bürgerliche Domherr Johannes Hilpoldi war Priester der Diözese Salzburg, während ein Peter Kröll im April 1339 als Familiar des Erzbischofs von Salzburg nachweisbar ist. Heinrich Slaspeck scheint in den Quellen als Bürger von Kufstein und somit aus der Diözese Salzburg stammend auf, ein Ambros Slaspeck wird als Salzburger Kleriker genannt. Insgesamt sind nach der Herkunft 37 Mitglieder des Kapitels von Trient aus der Salzburger Kirchenprovinz gekommen, davon fünf aus dem engeren Bereich von Salzburg, die übrigen aus Brixen, Freising, Gurk, Passau, Regensburg und Seckau, also aus den Suffragan- und Eigenbistümern (S. 178).

Wenn es sich auch nur um marginale Erkenntnisse aus dieser nachgelassenen Arbeit Santifallers handelt, ist damit doch der Beweis erbracht, dass sich auch für die Salzburger Regionalgeschichte der Blick über die Grenzen immer wieder lohnt. Reinhard R. Heinisch

Ahrntal – Ein Gemeindebuch, hg. v. der Gemeinde Ahrntal, Steinhaus 1999. 347 Seiten, zahlreiche Abbildungen.

Das Ahrntal, das „gleich hinter dem Krimmler Tauern“ als einziges der Südtiroler Täler an Salzburg grenzt, hat sich eine kleine, feine Ortschronik geleistet, die einiges an unkonventionellen, jedoch sympathischen Lösungen bereit hält. Das beginnt schon eingangs. Anstatt den Leser mit umfangreichen naturwissenschaftlichen Beiträgen zu ermatten oder ihn in möglichst weit entfernte prähistorische Zeiträume zu entführen, stellt „Das Ahrntal ... seine Übergänge“ vorne hin, betont damit die Bedeutung des transalpinen Verkehrs und demonstriert gleichzeitig die Offenheit gegenüber allen Nachbarn. Natürlich stellen sich hier massiv Salzburg-Bezüge ein: vom Ausbau des Tauernweges durch den Erwählten Ernst 1551 über den Viehauftrieb der Ahrntaler Bauern auf die Almen im Krimmler Achental bis zur Tauernüberquerung der jüdischen Flüchtlinge 1947. Daneben spannt sich der Bogen von der schwierigen Zwischenkriegszeit, als die Faschisten die neue Staatsgrenze dicht machten und Pilgerfahrten zur *Vetta d'Italia* (Kloekenkarkopf) als dem nördlichsten Punkt Italiens organisierten, bis zum sanften Tourismus der Gegenwart am Rande des Nationalparks. Anders als in Salzburg, wo sich zögernd in der allerletzten Zeit das Verständnis dafür durchsetzt, stand in Tirol der Stellenwert der Gemeinde auch auf dem Land stets außer Diskussion. Dementsprechend folgt eine griffige Beschreibung des Kommunalwesens von den historischen Pimwerchen (regional entsprechend unseren Kreuztrachten) bis zur heutigen Gemeinde. Erst daran anschließend beginnt die Schilderung des historischen Ablaufs, wobei mit Beiträgen zu den Grundherrschaften, über „Quellen, Menschen, Jahreszahlen ...“, „Von Badern, Babieren und Wundärzten“ und „Lebenserwartung und Todesursachen ...“ erfolgreich versucht wird, die Alltagsgeschichte in den Mittelpunkt zu rücken. Das lange 19. Jahrhundert endete im Ahrntal mit dem Wechsel der Staats-

zugehörigkeit und „... den Schwierigkeiten der Faschisten mit den Ahrntalern“. Berührende Schicksale beschreiben die mehrfachen Mahlstene zwischen Italianisierung, Widerstand, erzwungenem italienischem und heimlichem deutschem Schulunterricht, faschistischer Repression, Option, Gestapo und dem Dienst in der Wehrmacht. Zusätzlich ergreifend an dieser Lektüre wirkt die Orthografie von Briefen einer Generation von bäuerlicher Bevölkerung, der die Faschisten jede Unterweisung in der deutschen Muttersprache vorenthalten hatten. Von den zahlreichen weiteren ansprechenden Beiträgen kann man stellvertretend jenen über den Kupferbergbau von Prettau erwähnen, dessen Schicksal nicht von ungefähr an ähnliche Probleme der frühneuzeitlichen Bergwerke in Salzburg erinnert.

Wie der Inhalt darf auch die Ausstattung des Buches als ansprechend gelten. Mit dem eher progressiven Einband korrespondieren Ausschnittskarten aus dem „Atlas Tyrolensis“ (1774) von Peter Anich und Blasius Hueber auf den Einband-Innenseiten. Neben zahlreichen Abbildungen — so weit wie möglich in Farbe — erläutern anschauliche Grafiken und Tabellen den Inhalt einer insgesamt gut gelungenen Chronik.

Fritz Koller

Hermann Wopfner, Bergbauernbuch. Von Arbeit und Leben des Tiroler Bergbauern. 3. Band: Wirtschaftliches Leben, VII.–XII. Hauptstück. Aus dem Nachlass hg. v. *Nikolaus Grass* unter Mitarb. v. *Dietrich Thaler*. Universitätsverlag Wagner, Innsbruck 1997. 722 Seiten, zahlreiche Abbildungen.

Das Vorwort vermeldet, dass der Inhalt dem Kenntnisstand der dreißiger und der beginnenden vierziger Jahre des 20. Jahrhunderts entspricht. Auch die Diktion Wopfners blieb unangestastet, da es dessen besonderes Anliegen war, für ein breites, vor allem auch bäuerliches, Publikum zu schreiben. Das Werk Wopfners ist ein Denkmal für den Bauernstand nördlich und südlich des Brenners, sein Bekenntnis zur Tiroler Heimat.

VII. Hauptstück: Wirtschaftsführung und wirtschaftliches Denken des Bauern im Lauf der Jahrhunderte (wirtschaftsgeschichtliche Übersicht). — VIII. Hauptstück: Von Ackerbau in alter und neuer Zeit. Die Bodenfrüchte, Anbaumethoden, Einrichtungen und Geräte im Lauf der Geschichte werden beschrieben. — IX. Hauptstück: Von der Viehzucht und Milchwirtschaft in alter und neuer Zeit. — X. Hauptstück: Von Heimweide und Wiese. Heimweide und Gemeinweide, alte Besitz- und Bewirtschaftungsformen, Düngewirtschaft, Bergmäher und Grasrupfen bilden den Inhalt. — XI. Hauptstück: Von der Almwirtschaft. Wesen, Bedeutung, Geschichte, Eigentumsstrukturen und Besitzrechte, Arbeitskräfte, Lebensbedingungen, Kost und Tracht, Wohn- und Wirtschaftsgebäude sowie Bräuche werden geschildert. — XII. Hauptstück: Wald und Bergbauer. Bedeutung des Waldes, Geschichte der Waldentwicklung, Besitzrechte, Waldwirtschaft, Waldordnungen, Waldarbeit, Kohlenbrennen und Holzbringung sind die Inhalte dieses Kapitels. Jedem Hauptstück folgen Anmerkungen.

Am Schluss des Bandes folgt ein Verzeichnis der Abbildungen mit Bildnachweis, ein Auswahlregister der Sachbegriffe und ein Register der Flur-, Höfe- und Ortsnamen sowie die Inhaltsübersicht des ersten und des zweiten Bandes.

Friderike Prodingner

Werner O. Packull, Die Hutterer in Tirol. Frühes Täuferium in der Schweiz, Tirol und Mähren, aus dem Englischen übersetzt von *Astrid von Schlachta*, Universitätsverlag Wagner, Innsbruck 2000 (= Schlern-Schriften 312). 391 Seiten.

Nicht nur durch die in Band 52 (1912) unserer Mitteilungen erschienene Arbeit von Johann Loserth über die Wiedertäufer in Salzburg ist gesichert, dass in den Anfängen der Reformationszeit im Erzstift nicht nur Lutheraner, sondern auch Täufer die von der alten Kirche Abgefallenen in ihre Gemeinschaften integriert haben; manche Forscher sehen in den Täufnern sogar das dominierende Element. Bekannt sind auch die Fakten, dass das Täuferium gerade in Tirol ein Zentrum ersten Ranges gehabt hat, von wo es durch Repressionen über Salzburg nach Mähren gelangt ist; eine Migration, die eben im Erzstift ihre speziellen Auswirkungen gehabt hat.

1996 hat der an der University of Waterloo im kanadischen Ontario wirkende Historiker Werner O. Packull eine interessante und lesenswerte Arbeit über das frühe Täuferturn in der Schweiz, in Tirol und in Mähren vorgelegt, die durch das Engagement Innsbrucker Historiker jetzt auch in deutscher Übersetzung erschienen ist. Dem Autor ist es dabei gelungen, ein umfassendes Bild der Täuferbewegung zu skizzieren, ohne dabei allerdings wesentlich neue Aspekte der Betrachtung vermitteln zu können. Seine Studien sind jedenfalls äußerst umfassend gewesen, wie ein Blick auf das Verzeichnis der (gedruckten) Quellen und der Literatur beweist.

Dass in diesem neuen Werk auch Salzburger Bezüge erwähnt werden, liegt nicht nur an der oben erwähnten Migrationsbewegung, sondern auch daran, dass zur Gefürsteten Grafschaft Tirol Gebiete der geistlichen Hochstifte Brixen, Salzburg und Freising gehört haben. So verweist der Autor auf verschiedene Facetten Salzburger Berührungspunkte, etwa auf den Umstand, dass Kardinal Matthäus Lang am 3. Juli 1527 das erste Mandat gegen die Täufer verkündet hat, dem am 18. Oktober desselben Jahres eine ausführlichere Fassung gefolgt ist. Der in der Tiroler Täuferbewegung aktive Caspar Mairhofer scheint nach Packulls Meinung, die sich auf Macek stützt, der Bote Michael Gaismairs gewesen zu sein, der die aufständischen Salzburger Bauern von der Zusammenarbeit mit den Tirolern überzeugen sollte.

An anderer Stelle nimmt der Autor an, dass Kilian Volckhamer, der spätere Vorsteher der Austerlitzer Gemeinde, mit Hans Huts Gefährten Joachim März und anderen nach Salzburg gekommen sei; Anfang 1528 wurde jedenfalls im bayerischen Auerbach eine Reihe von Täufeln gefangengenommen, die aus Salzburg geflüchtet waren. Nur peripher verweist Packull auch auf die Tatsache, dass am 25. Oktober 1527 März und seine Gefährten Eucharius Binder und Hieronymus von Mansee in Salzburg auf dem Scheiterhaufen verbrannt wurden. Hier widerriefen im November desselben Jahres 25 Frauen und 16 Männer öffentlich ihren täuferischen Glauben, worauf sie mit einem Kreuz auf der Stirn und brennenden Kerzen in den Händen Buße tun mussten. Gerade durch ihren Märtyrertod scheint sich das Hut'sche Täuferturn auch im Erzstift weiter verbreitet zu haben.

Für Salzburg sind es nicht gerade sehr aussagekräftige Hinweise, interessant sind sie aber allemal, auch und gerade in einer modernen, noch dazu englischsprachigen Publikation.

Reinhard R. Heinisch

Margarete Miklautz, Die Lodron des 20. Jahrhunderts, o. O., 2001. 274 Seiten, zahlreiche Abbildungen (deutsch und italienisch).

Der Verfasserin dieser prachtvollen Publikation über die Mitglieder der Familie Lodron im 20. Jahrhundert, der Lehrerin Margarete Miklautz aus Gmünd in Kärnten, ist für ihre Leistung zu danken und zu gratulieren. In mühevoller Kleinarbeit hat sie die vielen Abbildungen zusammengetragen, in zahlreichen Gesprächen und Interviews mit Angehörigen der großen Familie die Ergebnisse zu einem interessanten Puzzle zusammengetragen. Für Salzburg eine bedeutsame Neuerscheinung, die die Nachfahren von Erzbischof Paris Lodron bis zur Gegenwart heraufführt, und eine gelungene Ergänzung zur auch hier gezeigten Ausstellung „Auf den Spuren der Lodron“, betrieben vom „Centro Studi Judicaria“ unter dem rührigen Präsidenten Basilio Mosca. Auch die für das Jahr 2003 geplanten Paris-Lodron-Ausstellungen in Salzburg und in Villa Lagarina werden durch den Miklautz-Band ergänzt, die Zweisprachigkeit deutsch und italienisch weist auch auf den grenzüberschreitenden Aspekt hin.

Der reich mit unzähligen Fotos aus der Privatsphäre ausgestattete Band ist von der Autorin in sechs große Kapitel unterteilt worden, die die verschiedenen Familienmitglieder sozusagen in Bezugskreisen dem Leser vorstellen. Der Bogen spannt sich von den Lodron aus dem Lagarina-Tal im Trentino und der Herrschaft Gmünd in Kärnten als Sitz der Primogenitur über die aus den Judikarien im Trentino in ihren Beziehungen zu Gmünd bis zu jenen um den Palazzo Bavaria in Lodrone im Trentino, von den Lodron in Bayern bis zu den auf Piberstein und der Herrschaft Himmelberg in Kärnten als Sitz der Sekundogenitur Lebenden, wobei für den letzteren Bereich mit Alberich Graf Lodron ein auch an der älteren Familiengeschichte äußerst interessierter Nachfahre des Salzburger Erzbischofs gerade bei den Ausstellungen und Vorträgen der letzten Jahre immer wieder in Erscheinung getreten ist.

Die Schilderungen und die Auswahl der Abbildungen ist durch die Autorin Miklauth mit Akribie und vor allem mit viel Liebe besorgt worden, wobei aber panegyrische Töne durchaus nicht im Vordergrund stehen. Es ist quasi die Dokumentation einer Familiengeschichte, die nicht nur von den Meriten der Vergangenheit lebt, sondern sehr wohl auch auf die wirtschaftlichen Gegebenheiten der jüngsten Vergangenheit mit Erfolg verweisen kann. Eine Familiengeschichte in Texten und Bildern, die auch ein Spiegelbild der oft verworrenen politischen Ereignisse des vergangenen Jahrhunderts darstellt. Vielfach etwas nostalgisch, aber durchaus nicht ohne echten Sinn für die Realität. Ein bemerkenswertes Buch, nicht nur eine Zusammenstellung von Biographien, sondern auch eine des Umfeldes der Familie. Einblicke, die man sonst nicht bekommen würde!

Reinhard R. Heinisch

Ankündigung einer Neuerscheinung

Elisabeth Geiser, Die Käfer des Landes Salzburg. Faunistische Bestandserfassung und tiergeographische Interpretation. — Monographs on Coleoptera (Wien 2001), Vol. 2, 706 pp. gebunden, 24 Abbildungen, 154 Verbreitungskarten, ISSN 1027-8869.

Nicht nur die kulturellen Leistungen des Menschen, sondern auch die Tier- und Pflanzenwelt eines jeden Bundeslandes bzw. einer vergleichbaren Region Mitteleuropas haben eine charakteristische Ausprägung und Zusammensetzung. Während die Käferfauna der meisten österreichischen Bundesländer bereits seit vielen Jahrzehnten gut erforscht ist, liegt nun für Salzburg erstmals ein Werk vor, in dem sämtliche in diesem Bundesland nachgewiesenen Käferarten mit ihrem genauen örtlichen Vorkommen aufgelistet und interessante Auswertungen mit diesen nun veröffentlichten Daten erstellt worden sind.

Für das Land Salzburg sind bisher 3750 Käferarten bekannt geworden. Die Gesamtzahl dürfte bei etwas über 3800 liegen, da noch vereinzelt Neunachweise zu erwarten sind. Um die genauen Fundmeldungen zu eruieren, hat die Autorin über 50 Sammlungen aus dem In- und Ausland, mehr als 250 Literaturstellen und weiters verschiedene Grauliteratur aufgespürt und ausgewertet und schließlich mehr als 30.000 Fundmeldungsdaten über die Käfer Salzburgs zusammengetragen.

Solche Datenmengen handhabt man am besten mit dem Computer. Die Erstellung dieser Salzburger Käferfaunistik erfolgte daher auch in enger Zusammenarbeit mit ZOBODAT, der Biogeographischen Datenbank Österreichs, die am Institut für Informatik der Universität Linz entwickelt und heute am Biozentrum in Linz betrieben wird.

Die ersten Kapitel befassen sich mit der Bedeutung einer Lokalfaunistik für die Forschung und den Naturschutz. Mit detaillierten Themenkarten werden ferner die naturräumlichen Besonderheiten Salzburgs vorgestellt, die in Summe die Rahmenbedingungen für die Verbreitung der einzelnen Arten festlegen wie Orographie, Geologie, Niederschlagsverteilung, Jahres-, Jänner- und Julimiteltemperaturen, die Verbreitung der verschiedenen Vegetationstypen und vor allem die Eisbedeckung im Quartär.

Die detaillierte Aufzählung der Fundmeldungen der einzelnen Käferarten mit Funddatum, den Fundumständen (soweit bekannt), Sammler, Determinator und vor allem der Datenquelle, um jede Meldung nachvollziehbar und überprüfbar zu machen, nimmt den Großteil des Buches ein. Neben der fachlichen Akribie bei den wissenschaftlichen Käfernamen, die sich im Laufe des letzten Jahrhunderts durch systematische Bearbeitungen oft mehrfach geändert haben, wurde in diesem Werk besonders auch auf die „geographische Revision“ der Fundangaben geachtet. Viele Fundortangaben auf alten Etiketten sind mehrdeutig (z. B. St. Leonhard, Sonnblick), manche Ortsangabe wird in auswärtigen Fachpublikationen dem falschen Bundesland zugeordnet (z. B. „Tirol: Mittersill). Besondere Schwierigkeiten für eine Landesfaunistik bereitet die Tatsache, dass die Landeshauptstadt und das Bundesland den selben Namen tragen. Während bei alten Fundortetiketten eindeutig ist, dass mit „Carinthia“ oder „Styria“ das jeweilige Bundesland (wenn auch nicht immer im heutigen geographischen Sinn) gemeint ist, so kann die Angabe „Salzburg“ auch ausschließlich auf einen Ort im Lungau bezogen sein. Solche

Fundpunkte sind aber in der Fachliteratur oft der Landeshauptstadt zugeordnet worden. Um diese alten Fehlangaben zu berichtigen, wurden die zweifelhaften Fundangaben genauestens überprüft. Ein ausführlicher geographischer Index gibt zu jedem Fundort den Bezirk, den nächstgelegenen bekannten Ort oder Berg und die Nummer des Planquadrates in einem 6×10 Minuten-Raster an, wie es auch von den botanischen Kartierungen mitteleuropaweit verwendet wird. Ein eigenes Kapitel befasst sich mit in der Literatur publizierten Käferfundmeldungen aus Salzburg, die aus verschiedenen Gründen irrtümlich gemeldet worden sind.

Durch die Fülle des kompilierten Materials waren zahlreiche statistische und tiergeographische Auswertungen möglich, denen mehrere Kapitel gewidmet sind. Besonders bemerkenswert ist das Ergebnis, dass das Land Salzburg, obwohl es ehemals fast vollständig vergletschert war, von einer ungewöhnlich hohen Artenzahl von Käfern bewohnt wird. Die möglichen Ursachen werden ausführlich diskutiert. Durch diesen Auswertungsteil geht der Inhalt des Buches deutlich über eine Landesfaunistik hinaus und bildet einen Beitrag zur modernen Biodiversitätsforschung.

Das Buch ist in der renommierten Reihe „Monographs on Coleoptera“ erschienen und kann über die entomologische Abteilung des Naturhistorischen Museums in Wien bezogen werden.

E. G.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Mitt\(h\)eilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde](#)

Jahr/Year: 2002

Band/Volume: [142](#)

Autor(en)/Author(s): diverse

Artikel/Article: [Zum Salzburger Schrifttum. 457-484](#)